

Zürcher Studierendenzeitung

Bloss eine Zahl?

Übers Älterwerden und Jungbleiben



Baustelle

Die Philosophische
Fakultät wird neu
strukturiert

Big Brother

Genfer Studis wohnen
in dystopischen
Verhältnissen

Cumbia

Zürcher Musiker
Akira über Anime und
Hip-hop-Kultur

Treffpunkt

Fünf junge Frauen
eröffnen ein Lokal
ohne Konsumzwang

News

3 Uni vor grossem Wandel

Was geschieht mit der PhF?

5 Neuerdings apolitisch

Die ETH löscht Solidaritätsseiten

7 Wundermittel gegen Kater?

«Ka-Ex» im Faktencheck

8-9 Die Insassen von Genf

Zu Besuch im Studiwohnheim

Fokus

12-13 Noch lange nicht fertig

Was rät uns die Stille Generation?

14 Mehr als nur Gedächtnistraining

Wo sich Senior*innen treffen

15 Frauenfussball vor 60 Jahren

Pionierin Trudy Streit im Porträt

Kultur

17 Weniger Rap, mehr Latino

Akira über sein neues Album

19 Ka-eebar mit Ablaufdatum

Gastroszene wird aufgemischt

21 Senkrechtstarter

Interview mit Nelio Biedermann

23 Nachruf auf unseren Redaktor

Lukas Heinser (1995 – 2025)

7 Impressum

10 Senf der Redaktion

19 Dirty Diary

19 Kulturelles in Kürze

22 Bildbox

22 Kolumne

24 Kreuzworträtsel

24 Ode an einen Ort

Editorial

Blütezeit – Wir starten das Semester mit einem Rätsel des Kinderbuchautors Paul Maar: «Das Wort, es hat's nicht leicht mit uns. Das find ich recht gemein. Erst will es jeder werden und dann will's keiner sein.» Die Auflösung ist: «alt». Doch stimmt das?

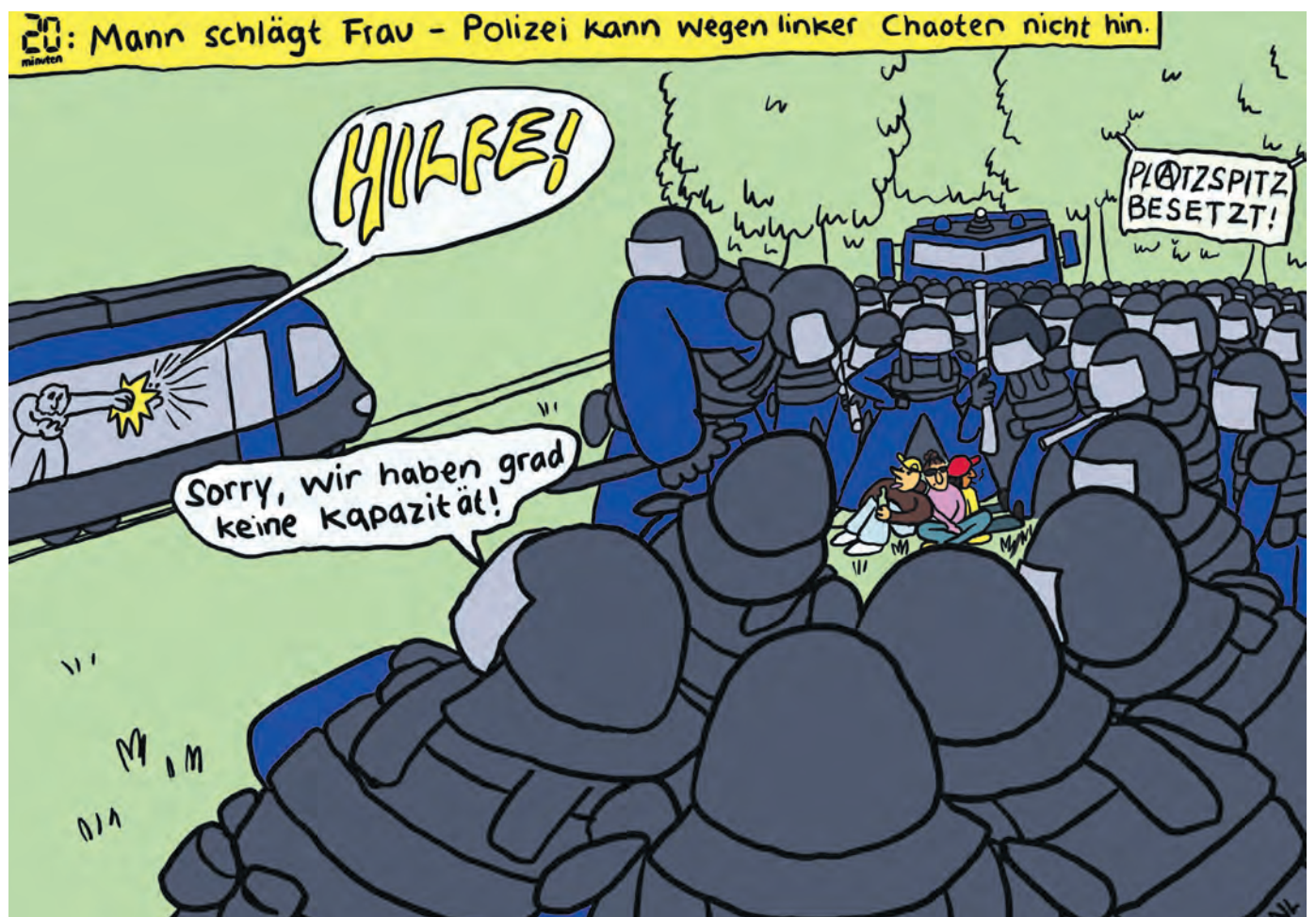
Am besten wissen es wohl die Senior*innen selbst. Heidi, Willy, Katharina und Rolf erzählen, wie sie aktiv bleiben, warum man seinem Alltag Schönheit verleihen soll und was sie gerne früher gewusst hätten (S. 12-13). Dabei wird klar: Nach der Pensionierung ist man noch lange nicht am Ende des Lebens angekommen. Auch mit 70 kann man sich jung fühlen! Denn mit der steigenden Lebenserwartung sind die «Alten» von damals höchstens die Erwachsenen von heute. Im Jahr 2023 lebten eine halbe Million Menschen in der Schweiz, die über 80 Jahre alt sind. Diese Zahl soll sich bis 2060 mehr als verdoppeln.

Fern von den gängigen Gen Z versus Boomer Debatten stellt sich die Frage, was dies für den Lebensabschnitt nach der regulären Arbeitszeit bedeutet: Wie behält die «Stille Generation» ihre

Stimme? Während sich die einen erst gar nicht pensionieren lassen und noch mit 85 ihre Praxen weiterführen, bleiben andere beim Pilates fit und vernetzt. Auch das Hirn wird fleissig auf Trab gehalten. Im Gedächtnistraining drücken die Senior*innen nochmal die Schulbank: Rechnen und Jonglieren stehen auf dem Programm (S. 14). Auch in den Vorlesungssälen sind sie immer wieder dabei, machen Bachelorabschlüsse oder schreiben Dissertationen über neu gefundene Interessen.

Zum Schluss blickt Trudy Streit in die Vergangenheit. Als Pionierin des schweizerischen Frauenfussballs führt sie uns durch dessen wortwörtlich steinigen Weg bis hin zur kürzlich durchgeführten Europameisterschaft. Sie erzählt von der Gründung des ersten «Damenfussballclubs» der Schweiz, der patriarchalen Berichterstattung damaliger Zeitungen und den unerwarteten Zuschauerrekorden von heute (S.15).

Für die Redaktion,
Lucie Reisinger, Liv Robert und
Giorgio Dridi



Hier zeichnet Noah Liechti für die ZS.



Das Ende der Philosophischen Fakultät

Laut Gerüchten soll die Philosophische Fakultät zerschlagen werden. Was ist dran und wer profitiert?

Lea Schubarth (Text) und Linn Stählin (Text und Illustration)

Wichtiges in Kürze

VSS hält dagegen

Abzocke – Der Verband Schweizer Studierendenschaften (VSS) ruft zusammen mit Berner Studierendensorganisationen am 1. Oktober zur Demonstration auf dem Bundesplatz auf. Dies im Namen der 35'000 Personen, welche die Petition gegen die Verdoppelung der Studiengebühren an Schweizer Hochschulen unterzeichnet haben. Das sogenannte Entlastungspaket 27 vom 25. Juni hat keine Änderung der Kürzungen im Bildungsbereich aufgezeigt. An der Vernehmlassung haben sich insgesamt über 1'500 Personen und Organisationen beteiligt, auch die Studivereine der PH Bern, der FH, sowie der SUB und der VSS. Die Position des Bundesrats bleibt aber nach wie vor fest. In einer Pressemitteilung vom Juli bleibt der VSS der Meinung: «Bildung darf kein Luxus sein» und lädt dazu ein, am Vortag der Sitzung der Finanzkommission in Bundesbern Präsenz zu zeigen. (man)

ETH stabil, PH boomt

En masse – Die PH Zürich empfängt dieses Herbstsemester 20 Prozent mehr Studierende als 2024. Von den über 1600 Neueintretenden befinden sich zwei Drittel in Studiengängen für die Volksschule. Kindergärten und die Unterstufe dürften vom 34-prozentigen Zuwachs an Auszubildenden profitieren. Anders der Trend bei der ETH: Die Anzahl neuer Bachelor-Studierenden sackt von 3700 auf 3650 ab. Um die Frauenquote steht es gleich wie 2024. Positiv ist aber der wachsende Anteil an Bildungsausländer*innen, die seit fünf Jahren mehr als 20 Prozent der Neueintretenden ausmachen. Wie sich diese Zahl angesichts der Gebührenerhöhung entwickelt, zeigt sich in naher Zukunft. (man)

Journalismus üben an der Uni

Ostwärts – Wer sich für Podcasts zu Literatur von FLINTA-Personen interessiert, wird dieses Herbstsemester am Slavischen Seminar der Uni Zürich fündig. Zusammen mit der Uni Potsdam wird ein Modul angeboten mit dem Ziel, die Lücke in der slavistischen Lehre zu weiblichen und FLINTA-Autor*innen zu schliessen. Von Mathematik über Sozialwissenschaften bis hin zu Theologie: Der Kurs ist für eine breite Auswahl an Studiengängen offen. Zum Schluss werden die erarbeiteten Drehbücher als Podcastfolgen produziert; auch als Nichtteilnehmer*innen lohnt es sich, die Augen und Ohren für die kommenden novinki (dt.: Neuigkeiten) im Radio Lora und auf «novinki.de» offen zu halten. (man)

Von den sieben Fakultäten der Uni Zürich, die Forschung und Lehre in thematische Teilbereiche gliedern, ist die Philosophische Fakultät (PhF) die grösste. Heute geht ein Drittel der eingeschriebenen Studis unter dem Mantel der PhF ihrem Alltag nach. Sie studieren Geschichte, Computerlinguistik, Politikwissenschaften, Romanische Sprachen: Fächer, die unterschiedlicher nicht sein könnten.

Nun soll die Fakultät grundlegend neu strukturiert werden. «Sie platzt offenbar aus allen Nähten», sagt Christine Wittlin, Geschäftsführerin der Vereinigung Akademischer Mittelbau der Universität Zürich und des Verbands der Studierenden der Universität Zürich (VSUZH). Gemäss einem internen Dokument, das der ZS vorliegt, sollen zwei Lösungsvorschläge ausgearbeitet werden. Einerseits könnte die Fakultät in ihrer jetzigen Grösse und Fächerbreite erhalten bleiben und ihre innere Organisation grundlegend reformiert werden. Insbesondere sollen in diesem Fall Entscheidungsgremien verkleinert sowie ein Ko- oder Vize-Dekanat eingeführt werden. Andererseits könnte die Fakultät in zwei oder drei kleinere Fakultäten gespalten werden.

Die Geschäfte stapeln sich

In beiden Fällen steht ausserdem eine Ausgliederung des Psychologischen Instituts zur Diskussion. Dies vor allem aufgrund seiner Grösse: Das Institut betreut 2'300 Studierende im Bachelor und Master, 300 Doktorierende und hat etwa 300 Mitarbeitende. Anlass bot eine Evaluation des PhF-Dekanats im März 2023, durchgeführt von einer Expert*innengruppe. Diese bemängelte die Grösse der Fakultät: Ange-

sichts ihrer Vielfalt und Grösse sei die PhF nahezu eine «Universität in der Universität». Tatsächlich ist die Fakultät mit über 10'000 Studierenden etwa gleich gross wie die Universitäten Freiburg oder St. Gallen und sogar grösser als die Unis Luzern und Neuenburg zusammen.

Überlastete Organe

In der Folge gründete sich auf Beschluss der Fakultätsversammlung im April 2023 eine fakultäre Arbeitsgruppe, mit dem Ziel, die Zukunftsfähigkeit der Philosophischen Fakultät zu untersuchen. Innerhalb eines Jahres erreichte die AG einen Konsens: Der Status quo stelle «keine zukunftsfähige Option für unsere Fakultät dar». Hauptgrund für die Umstrukturierung: Die fakultären Organe seien überlastet. So sei es der Fakultätsversammlung, bestehend aus 230 Mitgliedern aus diversen Fachrichtungen, unmöglich, effizient Entscheidungen zu treffen. Die Sitzungen würden enorm lang ausfallen, da die Teilnahme aller Mitglieder verpflichtend ist, auch wenn nur ein kleiner Teil der Fakultät von einem Geschäft direkt betroffen ist.

Dass die Fächer und Institute so unterschiedlich sind, helfe bei der Entscheidungsfindung nicht. Lösungsansätze würden häufig nur für einen Teil der Fakultät passen. Dies wirkt sich wiederum auf die Attraktivität fakultärer Positionen aus: Die Arbeitsbelastung sei hoch, der Gestaltungsspielraum klein und die Interessensvertretung schwierig. Zudem sieht sich die PhF als grösste Fakultät der Uni Zürich in deren Strukturen massiv unterrepräsentiert. Zum Vergleich: Die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät verfügt ebenfalls über eine Stimme, ist aber nur halb so gross wie die PhF. Relevant ist das etwa in der Forschungsförderungskommission, die Fördergelder verteilt, sowie den Findungskommissionen zur Besetzung von Positionen in der UL. Eine Reform, hofft man, könnte die Sichtbarkeit und Wichtigkeit der Geistes- und Sozialwissenschaften erhöhen.

Andere fürchten allerdings, dass das Gegenteil passiert. «Es wird schon lange über die Existenzberechtigung sogenannter «kleiner» Fächer wie Slavistik oder Altgriechisch diskutiert. Das Problem ist, dass rechte und andere Kräfte den Nutzen der gesamten Geisteswissenschaften anzweifeln. Für diese Menschen zählt wohl nur Wirtschaft, Mathematik und Naturwissenschaft, alles, was in ihren Augen nicht ökonomisiert werden kann, sehen sie als nutzlos und wollen sie ganz abschaffen», sagt Christine Wittlin. Sozialwissenschaften wie die Psychologie,

Politik- oder Wirtschaftswissenschaften unternehmen derweil enorme Anstrengungen, um den Anteil der quantitativen Forschung ihrer Felder zu erhöhen und sich von den Geisteswissenschaften abzugrenzen. Den Wirtschaftswissenschaften ist das längst gelungen: Sie haben eine eigene Fakultät und geniessen den Status einer handfesten, «objektiven» Wissenschaft, die zum BIP beiträgt. Zwar ist im Protokoll festgehalten, die Reformplanung solle in allen Modellvarianten so durchgeführt werden, dass sich die Ressourcenverteilung zwischen den Fächern und auch zwischen Wissenschaft und Verwaltung nicht verändere. Doch Sorgen bestehen trotzdem, da kleinere Fächer ohne Schutz der grossen Philosophischen Fakultät politisch angreifbarer sein könnten. Christine Wittlin hält das für gefährlich: «Die Uni darf nicht zu einer rein materiellen und ökonomisch erfolgsorientierten Bildungsmaschinerie werden. Zu einer ganzheitlichen Welt gehören Geisteswissenschaften dazu. Ohne sie würde sich unsere Gesellschaft grundlegend verändern.»

Die Transdisziplinarität leidet

Auch um die Transdisziplinarität – momentan ein attraktives Merkmal der PhF – sorgt man sich. Doch laut internem Dokument habe ihre Heterogenität zwar zu attraktiven Strukturen in Forschung und Lehre beigetragen, aber auch zu divergierenden Problemen und Interessen geführt. Auch würden interdisziplinäre Projekte schon jetzt wenig gewichtet und von den Studierenden selten wahrgenommen. Sébastien Margot, Co-Präsident des VSUZH, nimmt das anders wahr: «Interdisziplinarität ist äusserst wichtig. Man soll sich mit anderen austauschen. Gerade das Angebot der School for Transdisciplinary Studies, welches rege genutzt wird, zeigt, dass sich die Studierenden durchaus dafür interessieren.»

Was sich für die Studierenden ändern würde, ist noch unklar. Margot sagt: «Eine Entlastung der Fakultät sollte grundsätzlich gut für die Studis sein. Es kommt aber stark darauf an, wie diese Idee umgesetzt wird. Die Fachvereine und der VSUZH werden an der Ausarbeitung sicherlich beteiligt sein und sich für die Interessen der Studierenden einsetzen.» Christine Wittlin stimmt ihm zu: «Es darf einfach niemand vernachlässigt werden. Die kleinen Fächer müssen auf jeden Fall bleiben. Wenn bloss betrieblich umstrukturiert wird, ist das in Ordnung.» Die Universität war bis zum Redaktionsschluss nicht für eine Stellungnahme zu erreichen.





Jetzt
bewerben

ÖFTER MAL MIT FLASCHEN ABHÄNGEN. UND MIT DOSEN



**WERDE EL TONY CAMPUS
ACTIVATOR (10%) UND MACH
DIE UZH HEISS AUF DAS
FRISCHE WACH AUS MATE-TEE.**

So apolitisch ist die ETH

Die ETH streicht Beiträge zur Solidarität mit Menschen aus der Ukraine und dem Nahen Osten von ihrer Website. Sie will ab jetzt keine politische Position mehr einnehmen. Geht das überhaupt? Ein Kommentar.

Fürz (Kommentar und Illustration)

Egal, ob man sich als rechts oder links, konservativ oder progressiv einstuft: Etwas scheint sich während unserer Studienzeit für alle drastisch verändert zu haben: unsere Gesprächsthemen. Während früher Diskussionen über den Nutzen gewisser Forschungsrichtungen und die übliche Lästerei unsere Kaffeepausen begleiteten, geht es heute beim gleichen Kaffee um globale Aufrüstung und geopolitische Krisen.

Inmitten solcher Diskussionen entschied sich die ETH im vergangenen Februar, «keine offiziell Positionierung bei geopolitischen Konflikten» mehr einzunehmen. Die existierenden Positionierungen zum Krieg in der Ukraine und im Nahen Osten wurden von der Webseite entfernt. In dem im Februar auf ihrer Website veröffentlichten Positionspapier erklärt der ETH-Rat, geopolitische Positionierungen würden dem Auftrag der Universität entgegenwirken. Dieser Auftrag bestehe unter anderem darin, «die nächsten Generationen zu kritischen und kreativ denkenden und handelnden Bürgerinnen und Bürgern» auszubilden, sowie Wissen zu schaffen und Technologien zu entwickeln, «um die globalen Herausforderungen unserer Zeit zu bewältigen».

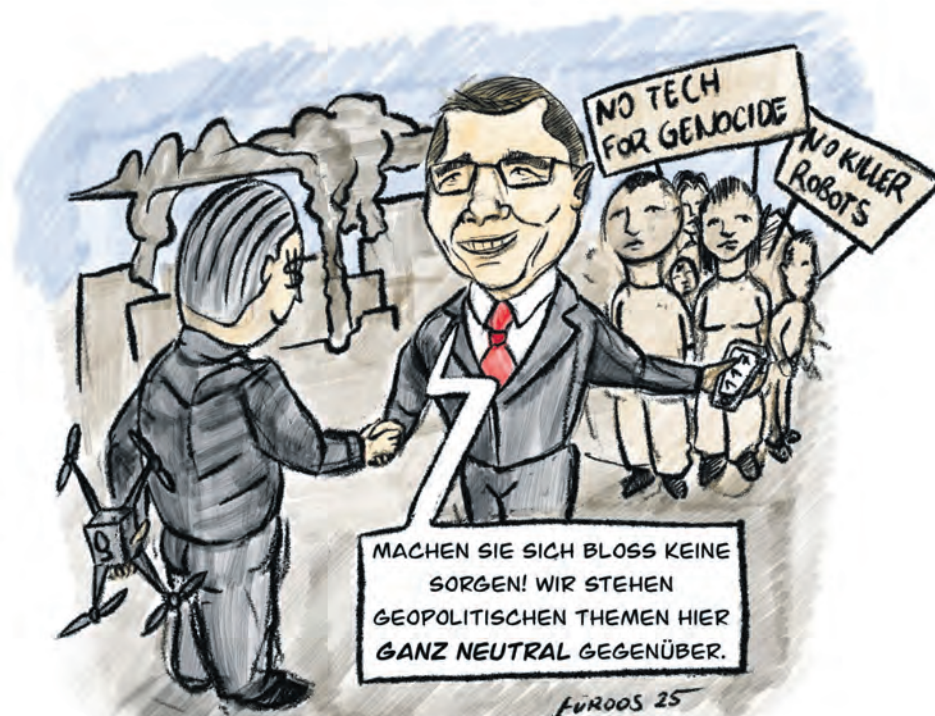
So sei «die institutionelle Unparteilichkeit für die Wahrung der akademischen Freiheit von entscheidender Bedeutung». Die Unparteilichkeit der ETH erlaube «einen geschützten Rahmen für unvoreingenommene intellektuelle Erkundungen» und das Nebeneinanderbestehen mehrerer Perspektiven. Eine institutionelle Positionierung würde «ein Umfeld fördern, in dem sich Personen mit abweichenden Meinungen ausgegrenzt oder nicht willkommen fühlen». Zusammenfassend scheint die ETH-Leitung ihre Entscheidung grundsätzlich mit Unparteilichkeit und Inklusion zu verteidigen.

ETH auf scheiternder Inklusions-Mission

Es stellt sich allerdings die Frage, ob diese Grundwerte konsequent vertreten werden und ob diese Entscheidung nicht eher dazu da ist, die Handlungen und Nicht-Handlungen der ETH zu legitimieren. Wir brauchen nur ein Jahr zurückzuschauen, um zu erkennen, wie die vermeintlich inklusive Institution nach einem fünfminütigen Sitzstreik im Hauptgebäude ihre eigenen Studierenden von der Polizei hat raustragen lassen. Daraufhin erhob die ETH, die abweichende Meinungen nicht ausgrenzen wollte, Anklagen gegen ebendiese Studierenden aufgrund «Hausfriedensbruchs». Keine andere Schweizer Uni ging so weit.

«Die ETH Zürich bietet politischem Aktivismus keine Plattform, die politische Neutralität ist uns wichtig», erklärte Ulrich Weidmann, Vize-Präsident für Infrastruktur der ETH Zürich. «Die ETH meint, sie könne keine politische Position einnehmen, aber das, was als politisch definiert wird, ist das, was von der impliziten Position der ETH abweicht.» sagt Ronja*, ein Mitglied der studentischen Organisation SiP (Science is Political). Die Anklagen der ETH zeigen, dass explizites politisches Engagement vom Campus ferngehalten werden soll, während die Institution weiterhin politisch bleibt. «Wer trifft die Entscheidung, was politisch ist und

wann die Institution sich doch positionieren muss?» fragt Ronja*. «Es ist immer von Inklusion die Rede, aber selbst das neu veröffentlichte Aufnahmeverfahren der ETH widerspricht diesem Prinzip.» In einer im Oktober 2024 veröffentlichten Entscheidung erklärte die ETH, dass ein Embargo oder Exportkontrollbestimmungen gegen das Herkunftsland genüge, um eine Bewerbung abzulehnen. Die Liste enthält viele Herkunftsländer von ausländischen Studierenden an der ETH, etwa China, Libanon oder Iran. Wie ein solcher Entscheid mit der Inklusions-Mission und der Unparteilichkeit der ETH vereinbar ist, bleibt eine offene Frage. In dem



im Februar veröffentlichten Bericht behält sich die ETH-Leitung das Recht vor, sich aktiv zu positionieren, sollte eine «Störung des ETH-Betriebes» vorliegen. Die implizite Positionierung der ETH ist allerdings weit über Reaktionen auf disruptive Aktionen

«Die implizite politische Linie der Institution ist durch Realpolitik definiert»

Ronja*, Mitglied bei «Science is Political»

hinaus spürbar. Zum Beispiel lohnt es sich, anzuschauen, wer auf dem Campus an offiziellen Veranstaltungen sprechen darf und wem dies verweigert wird. Im selben Februar wurde Michael Singh, Geschäftsführer des Washington Institute, einer Institution, die laut dem israelischen Premierminister Netanjahu Analysen bietet, «die darauf abzielen, eine realistische Politik zu fördern», in die ETH eingeladen. Er hielt einen Vortrag mit

dem Titel «Understanding Current Dynamics in the Middle East». Singh hatte zuvor auf seinem X-Account, der inzwischen gelöscht ist, den Aufruf der EU, die Urteile des Internationalen Gerichtshofs gegen Netanjahu durchzusetzen, als «enttäuschend und unfassbar» bezeichnet. Zudem forderte er eine US-amerikanische Militäroperation gegen den Iran und die Hisbollah. Einen Vortrag des Autors Leopold Lambert mit dem Titel «Weaponized Architecture: Settler Colonialism and the Built Environment in Palestine», der im April 2024 hätte stattfinden sollen, hat die ETH-Leitung aber abgesagt. Als Begründung gab sie an, dass der Autor nicht bereit sei, «sich glaubhaft und genügend explizit von Gewalt zu distanzieren».

Die Leitlinie ist unklar

Im September 2024 entschied sich die ETH-Leitung kurz vor Beginn einer Veranstaltung über KI und deren Einsatz in autonomen Waffensystemen, diese zu verbieten. Die Leitung warf dem Organisator*innen vor, «politisch voreingenommen» zu sein und behauptete, es handle sich um «eine antiisraelische Gruppe». Die Organisator*innen lehnten diese Vorwürfe ab. Die Veranstaltung durfte dann nach erneuter Anfrage diesen Frühling durchgeführt werden. «Die implizite politische Linie der Institution ist durch Realpolitik definiert» sagt Ronja*. Diese folge den Interessen privater Geldgeber sowie offiziell Staats- und Militärpolitik.

In dem veröffentlichten Bericht legt die ETH grossen Wert auf akademische Freiheit, die durch die Unparteilichkeit der Institution gewährleistet werden soll. Wie die akademische Freiheit in einer Institution bewahrt werden soll, die ihre Autonomie gegenüber realpolitischen Akteuren nicht aufrechterhalten kann, bleibt fraglich. Eines ist jedoch klar: Mit steigenden Militärausgaben und dem aktiven Einsatz von Technologien wie KI und Drohnen in heutigen Kriegen wird diese Frage immer relevanter. Dass die Relevanz technischer Hochschulen in heutigen Kriegen gross ist, zeigen zum Beispiel Studierende des Polytechnikums in Kiew, die in den Kellern ihrer Universität Drohnen für das Militär bauen.

Es stellt sich die Frage, wer an den Universitäten beschliessen darf, was als politisch gilt und was nicht. Ob wir als Studierende und Forschende nicht Teil sein sollten des Entscheides, was mit unserer Bildung und unserer Forschung passiert. Denn die ETH bleibt in ihren Aktionen weiterhin politisch, egal ob sie dazu steht oder nicht.

*Namen durch die Redaktion geändert.

Fürz ist Student an der ETH Zürich. Dort möchte er sich nach dem Abschluss auf eine Doktoratsstelle bewerben und zieht es deshalb vor, anonym zu bleiben.

LIVE-ENTERTAINMENT
FÜR NUR CHF 47.-*

U30 DEAL

JETZT TICKETS SICHERN – musical.ch/u30
* gültig nur in Kat. 2 und 3, auf ausgewählte Vorstellungen, exkl. Servicegebühr



**BÉJART
BALLET
LAUSANNE**

Ballet for Life

CHOREOGRAPHY
Maurice Béjart

MUSIC
Queen,
Wolfgang Amadeus Mozart

COSTUME DESIGN
Gianni Versace

07. – 09.11.2025 Theater 11 Zürich

SonntagsZeitung TagesAnzeiger

Kinky Boots

THE MUSICAL

11. – 23.11.2025 Theater 11 Zürich

LIMELIGHT ATG ROYQ Blick

CATS

10. – 21.09.2025 Theater 11 Zürich

ATG TagesAnzeiger SonntagsZeitung

THE BODYGUARD

THE MUSICAL

25.11. – 14.12.2025 Theater 11 Zürich

ATG SonntagsZeitung TagesAnzeiger

THE HARLEM GOSPEL SINGERS

20.12.2025 Musical Theater Basel

PRETTY WOMAN DAS MUSICAL

27.01. – 01.02.2026 Musical Theater Basel

LIMELIGHT Basler Zeitung BASILISK

BALLET REVOLUCIÓN

FEAT. THE BALLET REVOLUCIÓN LIVE-BAND

30.12.2025 – 04.01.2026 Theater 11 Zürich
06. – 11.01.2026 Musical Theater Basel

ATG Blick

'AN EYE-POPPING EXTRAVAGANZA!'

MAIL ON SUNDAY

DAS LUHMANN'S REVOLUTIONARY FILM COMES TO LIFE

TRUTH BEAUTY FREEDOM LOVE

MOULIN ROUGE!

THE MUSICAL

Ab 21. Januar 2026 Theater 11 Zürich

ATG SonntagsZeitung TagesAnzeiger FMI FLASH BACK FM Argenta

ERLEBE DEN FILM WIE NIE ZUVOR

THE LORD OF THE RINGS

THE FELLOWSHIP OF THE RING

Das Original LIVE

DER OSCAR-PRÄMIERTE SOUNDTRACK VON HOWARD SHORE
LIVE ZUM FILM – MIT ÜBER 200 MITWIRKENDEN

13.03.2026 Hallenstadion Zürich

RAIFFEISEN

ticketcorner

musical.ch



FBM Entertainment

Profit im Deckmantel der Wissenschaft

Das weisse Pülverchen «Ka-Ex» verspricht, jeglichen Kater zu beseitigen. Unser Autor wagt einen Selbstversuch und spricht mit Sporternährungsforscher Samuel Mettler.

Marc Grüter (Text) und Liv Robert (Illustration)

«Toum, toum, toum», der Bass dröhnt dumpf durch meine Ohren und ist an diesem Abend etwa so tief wie mein Blick ins Glas. Leicht torkelnd drücke ich mich an anderen Feiernden vorbei, aus dem Club auf die Strasse und direkt in den Bus. Mein Mund und meine Kehle sind völlig ausgetrocknet und schreien förmlich nach Wasser. Zuhause angekommen, liegt die vermeintliche Rettung auf dem Tisch. In einer weissen, beinahe quadratischen Kartonverpackung finde ich 3 Päckchen mit pulverigem Inhalt. Man könnte meinen, es wäre das Produkt einer Strassenapotheke*in mit alternativer Marketingstrategie, doch der Slogan «Backed by science» und das «Ka-Ex»-Logo, verraten, dass dem nicht so ist.

Wie mir von der Packung verschrieben wird, löse ich die 30 Gramm Pulver in einem grossen Glas Wasser auf und rühre es kurz um. Zuoberst hat sich eine dicke Schicht Schaum gebildet, die nun auf dem gelb-orangen Getränk schwimmt. Das Ganze soll wohl nach Zitrusfrüchten schmecken, ist aber nicht wirklich geniessbar. Müde falle ich ins Bett und wache am nächsten Morgen mit dem altbekannten Brummen im Schädel auf. Etwas enttäuscht blicke ich auf die leere Packung auf dem Tisch.

Von der After an den Spielfeldrand

Mit dem Semesterstart sind auch die Goodie-Bags der Fachvereine wieder zurück. Säckchen, in denen Studierende alles finden was man so an der Uni brauchen könnte. Von Schreibmaterialien über Verhütungsmittel bis hin zu einem Nahrungsergänzungsmittel, das die Bekämpfung von Alkohol- sowie Muskelkater verspricht.

Erfinde dieses Produkts ist der ehemalige ETH-Pharmaziestudent Pedro Schmidt. Ursprünglich als Katerheilmittel konzipiert, wird das Produkt seit einiger Zeit verstärkt im Sportsektor vermarktet. So ist

beispielsweise der FC Zürich Partner und seit kurzer Zeit die Schweizer Skirennfahrerin Lara Gut Werbegesicht sowie Investorin. Der Führungsetage liegt der wissenschaftliche Aspekt ihres Produkts sehr am Herzen. Dies ist bei jedem Medienauftritt spürbar. Ziel sei ein Produkt von globaler Relevanz, wie beispielsweise Coca Cola oder Red Bull.

Mit Wissenschaft legimiert

Was etwas hoch gegriffen klingen mag, mache aus wissenschaftlicher Sicht absolut Sinn, meint der Gründer. Auch Investoren scheint das zu überzeugen. Pedro Schmidts Startup hat es Mitte 2025 in die nächste Finanzierungsrunde mit sieben Millionen geschafft. Ka-Ex verkauft sowohl für Kapital als auch für Werbevolumen Firmenanteile.

Beides sind Finanzierungsvarianten, die besonders für die Investoren ein hohes Risiko mit sich bringen. Für Unternehmen, deren Ziel es ist, viel abzusetzen, um schnell skalieren zu können, sind sie ideal. Profitmaximierung und Wissenschaft liegen in diesem Falle nah beieinander. Weshalb ein Produkt, das ursprünglich gegen den Alkohol-

«Das Wichtigste, um einen Kater vorzubeugen, ist schlicht Wasser.»

Samuel Mettler, Forscher zu Sporternährung an der Fachhochschule Bern

kater entwickelt wurde, nun auch gegen Muskelkater geeignet sein soll, kann mir jedoch auch Samuel Mettler, Forscher zu Sporternährung an der Fachhochschule Bern, nicht beantworten. Denn worauf der Alkoholkater beruht, sei medizinisch noch nicht ganz klar. Ka-Ex behauptet, dass ihr Produkt den Spiegel des Stresshormons Cortisol um



bis zu 36 Prozent innerhalb von 48 Stunden zu senken vermag und so sowohl einem Alkohol- als auch einem Muskelkater entgegenwirkt. Aus medizinischer Sicht könne Cortisol aber nicht als spezifische Katermarker eingestuft werden, so Mettler. Die Marketingaussagen zum Produkt, die sich auf klinische Studien des amerikanischen Privatunternehmens «Pruvn» berufen, stuft er als wissenschaftlich nicht fundiert ein. Insbesondere warnt Mettler vor Produkten, die behaupten, gegen nahezu alles zu helfen. Der stolze Preis von 8.60 Franken, den man beispielsweise im Coop für drei Päckchen Ka-Ex à 30 Gramm bezahlt, wird wohl von vielen Konsument*innen in Hoffnung auf ein Allzweck-Wundermittel in Kauf genommen. Anders als beim Muskelkater, der durch kleine Schädigungen in den Muskelfasern und akute mechanische Überbelastung entsteht, sind es beim Alkoholkater nach Mettler verschiedene Faktoren, die eine Rolle spielen. Die relevanteste Zutat, um einem Alkoholkater

vorzubeugen, ist laut Samuel Mettler schlicht Wasser. Denn dieses hilft gegen die vom Alkohol verursachte Dehydration. Unterstützend könne auch Salz konsumiert werden, was bei Ka-Ex auf 30 Gramm jedoch nur in minimalen Mengen vorhanden ist. Gegen Muskelkater könne vorbeugend ein sinnvoller Trainingsaufbau helfen, sowie ausreichende Proteinzufuhr nach dem Training.

Bouillon bewährt sich

Firmengründer Pedro Schmidt weist die von Samuel Mettler erhobenen Vorwürfe bestimmt zurück. Er beruft sich auf Quellen, die Cortisol zwar mit dem Alkoholkater in Verbindung bringen, aber neben dem Stresshormon viele weitere Faktoren wie Dehydrierung oder Schlafstörungen für ihn verantwortlich machen. Mir persönlich dröhnt der Schädel leider immer noch, weshalb ich mir nun eine Bouillon aufkoche. Die enthält genug Salz in einer Portion, wärmt von innen, schmeckt und kostet nur einen Bruchteil.

Impressum

ZS Zürcher Studierendenzeitung

Ausgabe 4/2025, 103. Jahrgang
Die ZS erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich sowie Abonent*innen an der ETH Zürich und anderen Schweizer Hochschulen verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich.

Verlag: Medienverein ZS,
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto: CH32 0070 0110 0030 6727 2
Geschäftsleitung: Jan Bolliger, Leah Süss
jan.bolliger@medienverein.ch,
leah.suess@medienverein.ch

Auflage : 29'166 (WEMF 2024),
30'000 (Druckauflage)

Druck
merkurmedien ag
Gaswerkstrasse 56,
4901 Langenthal

Redaktion
Gena Astner, Debora Baumann [deb],
Andri Gigerl, Mantra Kumar [man],
Lea Schubarth [lea], Linn Stählin
Bildredaktion: Mara Schneider
Redaktionsleitung: Giorgio Dridi [gio],
Lucie Reisinger, Liv Robert [liv]
Adresse: Redaktion ZS, Rämistrasse 62,
8001 Zürich
E-Mail: redaktion@zsonline.ch

Cover und Aufschlag: Mara Schneider
Mitarbeit

Texte: Anahí Frank, Füruz, Marco Galeazzi,
Marc Grüter, Gianluca Looser, Vera Meier,
Leva Mia Sidler, Vincenzo Togni

Bilder und Illustrationen:
Füruz, Marco Galeazzi, Noah Liechti,
Gianluca Looser, Elia Loppacher,
Lucie Reisinger, Liv Robert, Mara Schneider,
Linn Stählin

Piktogramme: Marin Stojanovic

Korrektur: Marco Neuhaus

Gestaltungskonzept: Abhash Mittal

Laufschrift: Gaisyr (Dinamo)

Website: www.zsonline.ch

Instagram: zs_online

X: @zsonline

Inserate

Timothy Walder
2047 Agency
Bahnhofstrasse 47, 5600 Lenzburg
www.2047.agency - 076 441 08 00
timothy.walder@zsonline.ch
Inserateschluss 5/25: 31.10.2025

Produktionssong #4/25

Mr. Tambourine Man – Bob Dylan

FSC
LOGO
Platzhalter

Wohnen im Panopticon

Ein Zimmer in einem Genfer Studierendenwohnheim zu bekommen, setzt eine Portion Glück voraus. Wer es nicht gleich wieder verlieren möchte, nimmt eine Reihe von Freiheitseinschränkungen in Kauf.

Gianluca Looser (Text und Foto)

In einer Frühlingsnacht macht sich Satine bereit für den Nachhauseweg. Mit dabei ist Georg. Draussen ist es zu kühl, um die kuschelige Wärme, die beide umgarnt, aufrechtzuerhalten. Kurz bevor sie ankommen, hält Satine kurz inne. Sie muss etwas ansprechen. Etwas Intimes, ihr Zuhause. Denn Satine wohnt in einem Genfer Studierendenwohnheim, es gelten strenge Regeln – eigentlich hätte sie Georg vor zwei Tagen anmelden müssen. Denn Besuch ist eingeschränkt und er kostet. Für die 15 Franken, die man für einen Übernachtungsgast zahlt, gibt es immerhin ein Beistellbett, sofern nicht schon alle besetzt sind. Satine bittet Georg, unauffällig und etwas hinter ihr das Gebäude zu betreten. Zu gross ist die Angst, dass die beiden von der Videokamera im Eingangsbereich erfasst werden und daraufhin eine Kündigungsandrohung vom Direktor persönlich im Posteingang landet. Zu stark ist Satine auf ihr Zimmer angewiesen, denn der Wohnungsmarkt in Genf ist ausgetrocknet und teuer. Gerade für Studierende ist es beinahe unmöglich, eine bezahlbare Unterkunft auf dem regulären Markt zu erhalten.

Laut Zahlen der Plattform Comparis aus dem Jahr 2023 wohnt man in keiner Schweizer Stadt so teuer wie in Genf – und erhält laut Bundesamt für Statistik mit durchschnittlich 34 Quadratmeter pro Person in keiner anderen Stadt weniger Wohnraum. Der Bedarf an günstigem Wohnraum soll von verschiedenen Studierendenwohnheimen gedeckt werden. Über tausend Betten werden von staatlichen, halbstaatlichen, christlichen und privaten Institutionen angeboten. Doch nicht ohne Haken – in vielen Wohnheimen gelten strenge Regeln: Das Alltagsleben der Studierenden wird überwacht und eingeschränkt, dazu gelten Beherbergungsverträge, die den Bewohnenden nur minimalen Schutz bieten und den Wohnheimen maximale Kontrolle.

Ausweispflicht im eigenen Zuhause

La Cité Universitaire de Genève ist die grösste und eine der ältesten Institutionen für studentischen Wohnraum in Genf, mehr als 850 Personen leben dort. Es handelt sich um eine nicht-gewinnorientierte Stiftung, deren Stiftungsrat mehrheitlich von staatlichen Akteuren besetzt ist. Sie glänzt mit Betonbauten aus den Sechzigern und wirbt mit Bildern, auf denen junge Erwachsene zusammen lachen, kochen und lernen. Beim Betreten eines Cité-Wohnblocks wird man von einer Überwachungskamera begrüsst. Auf einem Bildschirm im Eingang steht kleingeschrieben: «Nur bei sehr heissem Wetter darf der Ventilator benutzt werden», gross darunter steht in rot: «Die Verwendung von Klimageräten ist jedoch strengstens untersagt!»

Die Cité Universitaire unterscheidet sich nur marginal von anderen Wohnheimen im Kanton Genf. Bei den einen sind die Videokameras auch auf den Fluren, bei anderen gelten sogar striktere Besuchszeiten. Gemäss den Wohnheimen dient der Betrag zur Deckung der Betriebskosten. Unter dem eigenen Bett liegt ein ausziehbares Zweites, jedoch verschlossen. Nach erfolgter Angabe der Ausweisnummer des Gastes, die dann nach kantonalem Hotelrecht der Kantonspolizei übermittelt wird, schliesst einem die Security das Bett auf und klopft tags darauf erneut an der Tür, um die zweite Schlafmöglichkeit



Von aussen begrüsst das Wohnheim mit einer Überwachungskamera.

«Die Bewohnenden fühlen sich überwacht und infantilisiert. Die Verantwortlichen haben ihre Hände überall drin, wo sie nur können.»

Zora Holzer, CUAÉ-Sekretärin

wieder sicher zu verstauen. Festgeschrieben ist das in einem Beherbergungsvertrag, der sich unter anderem so liest: «Der Bewohner gestattet der Hausverwalterin der Cité Universitaire, Kontrollen durchzuführen, um den Zustand der Räumlichkeiten zu überprüfen. [...] Soweit dies im Hinblick auf die Organisation der Einrichtung möglich ist, werden die Besuche im Voraus angekündigt.» Das ergänzende Reglement, das vor Einzug ebenfalls unterzeichnet werden muss, enthält unter anderem folgende Vermerkung: «Ab 22:30 muss absolute Stille herrschen, Bewohner müssen jederzeit in der Lage sein, ihre Identität gegenüber dem Personal innerhalb der Residenz und in den Aussenbereichen nachzuweisen, Matratzen, Sofas, Sessel, Sitzkissen, Kühlschränke, Waschmaschinen und andere Gegenstände sind nicht erlaubt und werden mit Verwarnung geahndet.» Diese Verwarnung gleicht einer Kündigungsandrohung und ist auch bei anderen geringfügigen Verstössen gängig. Dass sie tatsächlich ernst zu nehmen ist, liegt an den Verträgen der Wohnheime.

Anders als normale Mietverträge, die ans Mietrecht gebunden sind und den Mietenden Schutz und die Möglichkeit geben, sich vergleichsweise niederschwellig rechtlich zu wehren, verwenden die Institutionen Beherbergungsverträge, wie sie auch in Hotels abgeschlossen werden. Zudem werden die Verträge je nach Wohnheim nach sechs Monaten oder einem Jahr erneuert, wobei das Beherbergungsverhältnis auch ohne Angabe von Gründen beendet werden kann. Auch unangekündigte Besuche der Verwaltung, wie sie bei der Cité vertraglich erlaubt sind, wären im normalen Mietrecht undenkbar. Laut Christian Dandrès, Anwalt beim Mieter*in-

nenverband Genf und SP-Nationalrat, ist das Modell auch deshalb problematisch, weil die Studierenden im Gegensatz zu Hotelgästen nicht auf ein «eigentliches» Zuhause zurückgreifen können und dementsprechend eine höhere Schutzbedürftigkeit vorliegt. Hotelähnlich sind auch die Zimmerkarten, die an vielen Orten als Schlüssel dienen. Was erstmal praktisch scheint, kann unschöne Konsequenzen haben. Es erlaubt der Verwaltung, im Konfliktfall den Zugang zum eigenen Zimmer zu verschliessen.

Stadt zieht sich aus der Verantwortung

Die CUAÉ, die Gewerkschaft der Genfer Studierenden, beschäftigt sich schon lange mit den Wohnbedingungen in den Studiowohnheimen. In einer eigenen Arbeitsgruppe sammelt sie Beschwerden, sucht den Austausch und stellt Forderungen. CUAÉ-Sekretärin Zora Holzer beschreibt den Umgang so: «Die Bewohnenden fühlen sich überwacht und infantilisiert. Die Verantwortlichen haben ihre Hände überall drin, wo sie nur können.» Dazu gehören beispielsweise halbjährliche Wohnungs- und Zimmerkontrollen, die regelmässig zu Verwarnungen führen, sollte etwas nicht sauber sein oder ein kleines Beistellmöbel auftauchen. Im Gespräch mit diversen ehemaligen und aktuellen Bewohner*innen wird von eingezogenen Küchengeräten wie Kaffeemaschinen oder Mikrowellen berichtet. Steht ein Wohnzimmerstuhl auf dem Balkon oder wird man betrunken von Nicht-Bewohner*innen nach Hause begleitet, ist im Nachhinein meist mit einer zurechtweisenden Mail zu rechnen – WG-Feier undenkbar. Nebenbei werden die Wohnungen in den meisten Institutionen wöchentlich oder zweiwöchentlich



Schilder weisen auf die 24/7-Bewachung des Areals hin.

professionell gereinigt, wobei eine Checkliste über die Ordnung der Dinge geführt wird. Ob es sich bei diesen Routinen um explizite Kontrolle handelt oder nicht, spielt dabei keine Rolle; die eigenen vier Wände stehen immer wieder unter Beobachtung. Insbesondere in kleineren Studierendenwohnheimen wie der privaten GmbH Point Commun, dem Centre Universitaire Protestant und dem ebenfalls christlichen Centre St. Boniface zeigt die Kontrolle noch ein anderes Gesicht. Im Gespräch mit diversen Studierenden stellt sich heraus: Die Direktor*innen der Wohnheime sind omnipräsent. Sie wohnen teilweise gar selber in der Liegenschaft. Sie kennen die Bewohner*innen persönlich, sehen durch die Reception mit Glasfront, wann sie ein und ausgehen, fragen nach, was in zugestellten Paketen steckt und werfen nicht selten einen Blick in die Aufnahmen der Videokameras. Colin, der Umweltingenieurwesen studiert und seine Schulzeit in einem Internat verbracht hat, erzählt: «Dort hatten wir mehr Freiheiten und lockerere Regeln, als sie uns hier auferlegt werden, wo wir doch keine Kinder mehr sind.»

Theo, der sich in der CUAÉ mit dem Thema befasste und selbst in einem Wohnheim gelebt hat, meint: «Für die Verantwortlichen ist vieles leichter, wenn die Anwohner*innen kein wirkliches Zuhause haben und alles, was mit Spass zu tun hat, ausserhalb stattfinden muss – in einer Stadt, die wahnsinnig teuer ist.» Die Personalkosten schlagen sich auch im Mietpreis nieder – monatlich kostet ein Zimmer zwischen 600 und 900 Schweizer Franken. Putzen kostet, Sicherheitspersonal kostet, Kontrollieren kostet, Videoüberwachung kostet, eine Reception kostet; wer Regeln schafft will diese bekanntlich auch um-

«Viele der Bewohner*innen sind nur kurz da, für einen Bachelor oder gar nur für ein Auslandssemester. In dieser absehbaren Zeit zettelt niemand juristische Verfahren an, niemand möchte riskieren, sein Zimmer zu verlieren»

Christian Dandrès, SP-Nationalrat

setzen. Auf die Medienanfrage der ZS war der Direktor der Cité Universitaire nur für ein privates Gespräch mit Rundgang bereit. Der Bitte nach schriftlicher oder telefonischer Beantwortung der gestellten Fragen ist der Direktor der Cité Universitaire nicht nachgekommen. Einer Interviewanfrage der ZS kam auch die Stadt Genf nicht nach. Die Thematik liege nicht in ihrem Kompetenzbereich – obwohl sie im Stiftungsrat der Cité Universitaire sitzt und die städtische Wohnungskrise bewältigen muss.

Einzig das kleinere und private Studierendenwohnheim Point Commun nahm Stellung zu den Vorwürfen. Die Regeln würden dem Zusammenleben dienen und «dabei den Dialog, die sozialen Beziehungen und die Sicherheit aller» fördern. Sie seien «unerlässlich, damit sich die verschiedenen Persönlichkeiten in ihrem Lebensumfeld ungestört entfalten können [...]» Die Leitung von Point Commun habe die Aufgabe, die Einhaltung der Regeln zu überwachen. Jedoch würden die Aufnahmen der Videokameras nur in Problemfällen gesichtet und regelmässige Zimmerkontrollen fänden in diesem Wohnheim keine statt. Holzer von der CUAÉ sagt: «Die Wohnsituation ist derart prekär, die Abhängigkeit von Wohnraum so gross, dass sich die Verantwortlichen vieles erlauben können.» SP-Nationalrat Christian Dandrès ergänzt: «Die freie Hand der Studiwohnheime hat auch noch einen weiteren Grund; viele der Bewohner*innen sind nur kurz da, für einen Bachelor oder gar nur für ein Auslandssemester. In dieser absehbaren Zeit zettelt niemand juristische Verfahren an, niemand möchte riskieren sein Zimmer zu verlieren. Zumal die Leute, die am häufigsten betroffen sind, oft auch jene sind,

die kein Netzwerk in Genf haben und keine Ausweichoptionen für ein anderes Zuhause.» Auch die Bewohnenden sehen sich den Studierendenwohnheimen weitgehend ausgeliefert – in fast allen Gesprächen wird von einem Machtgefälle berichtet. Ein Narrativ, das jedoch von beiden Seiten des Machtgefälles, von Studierenden sowie Vermietenden aufgebracht wurde, ist besonders fragwürdig: Das Zusammenkommen verschiedener Kulturen und Nationalitäten mache die strengen Regeln in den Studierendenwohnheimen notwendig.

Der CUAÉ, die stets das Gespräch mit den Wohnheimen – insbesondere mit der Cité – sucht, wird kaum Gehör geschenkt. Ihre Forderungen haben einen schwierigen Stand: Die Anwohner*innen sind mit nur einem von 13 Sitzen im Stiftungsrat vertreten. Dass Bewohnende neuerdings Plakate an ihre Zimmerwände hängen dürfen, zählt zu den wenigen Errungenschaften der Studierendenvertretung.

Startup will, dass in Büros gewohnt wird

Um der Wohnungsnot von Studierenden in Genf zu begegnen, gibt es verschiedene, teils verzweifelt wirkende Lösungsansätze. So macht der Staat beispielsweise Werbung dafür, dass Private leere Zimmer an Studierende vermieten sollen. Weiter bietet die Universität Genf in Zusammenarbeit mit Pro Senectute ein Projekt an, dass Studierende bei Rentner*innen unterbringen soll. Zu den Bedingungen bei «Eine Stunde pro Quadratmeter» sollen Studierende wöchentlich drei bis fünf Stunden individuelle Alltagshilfe für ihr Zimmer leisten. 60 bis 70 Studierende starten laut Universität Genf jeden Herbst in diesem Wohnprogramm. Das Startup Immocrush hat zum Ziel, Büroflächen – von denen im Kanton Genf 215'304 Quadratmeter frei stehen – als Wohnraum für Studierende umzunutzen: «Entdecken Sie, wie wir Ihr Immobilien-Investment maximieren können.» Das Projekt hat bereits verschiedene Preise gewonnen und wird vom Kanton Genf unterstützt. Von tatsächlich geschaffenem Wohnraum ist bislang jedoch nichts zu hören. Auch in Zürich haben Studis Schwierigkeiten, günstigen Wohnraum zu finden – gerade wenn sie neu in der Stadt sind.

Preislich folgt die Stadt dicht auf Genf, die Wohnungsnot ist gross. Ähnliche Bedingungen wie für Studierende in Genf sind jedoch nicht vorzufinden. Die ETH-Wohnheime auf dem Hönggerberg sind zwar teuer und dienen, wie diese Zeitung bereits berichtete, Pensionskassen als Renditeobjekt, von ähnlichen Regeln und einer Überwachungsatmosphäre sind sie jedoch weit entfernt. Die Verträge folgen dem Mietrecht. Zudem sind in Zürich schon früh studentische Wohnorganisationen entstanden, die eigene Immobilien besitzen und Zwischennutzungen organisieren: das Jugendwohnnetz (JUWO) vor mehr als 40 Jahren, der Vorläufer der Studentischen Wohngenossenschaft (WOKO) vor beinahe 70 Jahren. Zusammen bieten sie mit über 8'000 Zimmern mehr als das Zehnfache des Genfers Äquivalent Cité an.

Die Studierendenwohnheime in Genf bieten für viele eine knapp bezahlbare Bleibe, jedoch kein Zuhause. Für die meisten sind sie eine Übergangslösung in der Hoffnung, bald woanders unterzukommen, oder mit der Perspektive, die Stadt nach dem Studium wieder zu verlassen.

Senf der Redaktion



Astner / Auf immer wieder sehen

Amore – Oft haben wir in letzter Zeit darüber geredet, wie speziell es ist, sich im Stillen kennenzulernen. Während Stunden nebeneinander in die Tasten zu hauen, grübeln, fluchen und dann in schallendes Gelächter auszubrechen, weil wir uns dabei erwisch haben, gerade den schlechtesten Titel aller Zeiten zu setzen. Über was wir sprechen, ist nebensächlich und doch verbringen wir ganze Nächte damit. Mit euch bin ich hier erst richtig angekommen. Wenn ich euch beim Nachdenken zuschauen, gespannt, welche genialen Einfälle euch diesmal über die Lippen huschen, kehrt in mir Ruhe ein. Bei euch bin ich zu Hause.

Freundinnen für's Leben, gibt's nur selten



Robert / Karen versus Zen

Hellhörig – Bei aller Liebe für die Altbauwohnung, die ich seit drei Jahren bewohnen darf: Wände und Böden könnte man mit Karton ersetzen und ich würde es vermutlich erst beim nächsten Regen merken. Den Nachbarn von unten höre ich schnarchen und weiss ausserdem viel zu gut über sein Liebesleben Bescheid. Wenn die Frau von oben morgens um sechs aufsteht und so über das Parkett stampft, dass ich mich persönlich angegriffen fühle, habe ich auf einmal beinahe Verständnis für jene Spiesser*innen, die böse Zettel an Haustüren kleben. Beängstigend! Nach kurzem Durchatmen greife ich jedoch zur rosaroten Rettung auf meinem Nachttisch und verwerfe die Idee, passiv-aggressiv Hausschuhe zu verschenken.

Oropax classic Ohrstöpsel, zurzeit 44 Prozent Rabatt bei Puravita!



Gigerl / Goonen

Jetzt abstimmen! – Schon seit 2008 gibt es das Jugendwort des Jahres. Aber es hat 17 Jahre gedauert, bis uns aufgefallen ist, wie viel Macht zum Unsinn hier ungenutzt bereitliegt. Zum ersten Mal ist 2025 mit «Goonen» ein Wort in den Top 3, für das ich hier keine Erklärung gebe, diese aber wirklich gerne in der Tagesschau sehen würde. Am 18. Oktober könnten Eltern ihre Kinder fragen: «Goonst du?» und entsetzte Boomer ihren Kaffee über die Zeitung kippen. Es liegt in unseren Händen.

«Goonen» wählen auf jugendwort.de, gratis



Dridi / Heimkehr des Kehrens

Bäse – Das ist nicht nur der Berner Spitzname für Basil, oder die Bezeichnung für den J, den man mit ihm raucht, sondern auch der Begriff für das antike Reinigungsgerät unserer Haushalte. Der Besen wurde wahrscheinlich schon vor dem Rad erfunden. Leider musste er Frühlingsputz für Frühlingsputz dem Staubsauger weichen. Zeitersparnis wurde zuerst der Hausfrau und dann dem Rest versprochen. Doch Achtung: Innovation ist nicht immer gleich Fortschritt! Bevor ich den Staubsauger hervorgeholt habe, bin ich dank der haptischen Selbstwirksamkeit, die ich durch den hölzernen Stiel verspüre, schon längst im Besenreinen mit mir.

Besen, CHF 7.42 bei Temu



Schneider / Rastlos Rätsel raten

Mitdenken – In einem Insta-Reel predigte mir eine Stimme: «Du bist nie zu früh dran, dein Gehirn zu trainieren!» Der Satz blieb hängen, vielleicht weil ich schon vergessen hatte, was zwei Videos zuvor passiert war. Wenn ich also nächstes Mal aus Langeweile zum Handy greife, kann ich gleichzeitig mein Hirn einschalten. Die Bildschirmzeit darf auch bei sinnvollem Einsatz unterirdisch sein.

«Neuronation», Gratis-App



Baumann / Der Countdown läuft...

Deadline – Noch 100 Tage waren es bis Weihnachten, als ich diese Zeilen zu schreiben begann. Zeit für Glühwein, Lichterketten, hässliche Pullis und die alljährliche Geschenkanie. Mein Tipp: Fang jetzt an, sonst endest du wieder am 24. Dezember kurz vor Ladenschluss im Coop City mit einer Tasse und einer Packung Pralinen in den Händen. Und hey: Stricken oder Häkeln ist eine ziemlich gute Beschäftigung während der Vorlesungen. Du kannst entweder sinnlos auf Insta scrollen, oder du bastelst dir (fast) kostenlose Geschenke. Deine Oma wird stolz sein.

Wolle und Häkelnadeln: Gibt es ab 5 Franken



Reisinger / Print matters!

Immerhin – Früher gab es am HB den grossen Pressbook-Shop mit dutzenden deutschsprachigen und ausländischen Magazinen. Jetzt liegen da hauptsächlich Süssigkeiten, Softgetränke und sonstiger Krimschams. Nachdem ich verzweifelt in der ganzen Stadt Kiosk für Kiosk abgeklappert habe, halte ich fest, dass derjenige am Tessinerplatz das grösste Angebot hat. Damit müssen wir uns nun – bis ich ein grosses unabhängiges Zeitschriften-Café eröffne – begnügen.

Kiosk am Bahnhof Enge



Stählin / Extrablatt

Stillstand – Vor fast drei Jahren durfte ich zum ersten Mal für die ZS auf Reisen; ins alte Koch-Areal. Die ehemalige Besetzung steht mittlerweile nicht mehr, auch die Turnhallen an der Rämistrasse, denen ich wehleidig nachtrauere, sind verschwunden. Die Stadt um uns herum ändert sich, aber das Redaktionszimmer ist noch so, wie ich es zum ersten Mal gesehen habe: Ein wundervolles Chaos aus alten Zeitungen, Kaffeetassen, überfälligen Rechnungen, verlorenen Skateboards und müden Gesichtern, die mit unermüdlichem Einsatz über Titel oder Anführungszeichen diskutieren. Ich habe es so genossen, mit euch zu sammeln, zu diskutieren und über das, was rundum passiert, zu berichten.

Zeitkapsel Rämistrasse 62, der schönste Ort in Zürich



Kumar / An der Quelle sass das Mädchen

Jüngling am Bache – Eine ermüdende Lernphase fliesst ohne Halt in das neue Semester. Da lohnt sich ein Abstecher flussaufwärts. Mit Wanderstöcken in den Händen mäandere ich durch die Bündner Berglandschaft. Hie und da unterbricht ein Murmeli das plätschernde Selbstgespräch. Beim Tomasee angekommen, quellen profunde Philosophien aus mir hervor: «Aus Kleinem wird Grosses», oder: «Der Weg ist das Ziel».

Wanderferien an der Rheinquelle, 35 Franken pro Nacht



Schubarth / Achtung, Kitsch!

Amore – Einbauschränke voller Zeitungsausgaben der 70er, Fotos von Redaktor*innen, die unter uns Legendenstatus haben, vergilbte Poster, ein altes Sofa, Notizenstapel und Büchern, die irgendwer eigentlich für die Uni bräuhete. Wenn ich jemanden beeindrucken möchte, nehme ich sie mit auf die Redaktion, diesen mystischen Raum an der Rämistrasse 62, der aussieht wie aus einem Film. Hier werden breaking news geschrieben, in letzter Minute ganze Seiten verworfen, im Stress herumtelefoniert und dabei geraucht, auf Stühlen gestanden und auf Tischen getanzt. Für wen das jetzt nicht so dramatisch klingt, kann ich es anders sagen: Danke, liebe ZS. Mit euch habe ich gelacht, geweint, gewütet, gefeiert, gelernt. Aber vor allem habe ich gelebt.

Drei Jahre bei der ZS, unbezahlbar

Mehr als eine Zahl

Wie das Leben nach der Pension weitergeht



«Mit 70 ist man noch jung»

Vier Senior*innen erzählen von ihrem Leben: Wie man mit dem Pensionstief umgeht, weshalb ein starkes soziales Umfeld lebenswichtig ist und was sie der jüngeren Generation weitergeben möchten.

Gena Astner (Text) und Lucie Reisinger (Text und Fotos)



«Manchmal muss man sich selbst zurechtweisen.»

Katharina Spillmann, 70 Jahre

An zwei Nachmittagen die Woche praktiziert Katharina Spillmann noch als Psychotherapeutin in Zürich. Die Arbeit bereitet ihr Freude. Gerade in ihrem Beruf sei Erfahrung viel wert, sofern man mental fit ist. Schwere Fälle nimmt sie keine mehr an, das könne sie nicht verantworten. Ihre Patient*innen sind zwischen 35 und 70 Jahre alt. Die Themen, die sie beschäftigen, seien dabei weniger vom Alter abhängig, sondern mehr durch persönliche Veranlagungen bestimmt: «In unseren Breiten geht es um zwischenmenschliche Konflikte, Unsicherheiten und Ängste, die die Lebensqualität beeinträchtigen, Ehe- und Familienprobleme.»

So auch der Umgang mit dem Alterungsprozess. Während für die einen vieles zu Ende geht, eröffnet sich für andere ein neuer Horizont. Abschied sei dabei ein dominantes Thema; von Menschen, Möglichkeiten sowie Fähigkeiten. Letzteres beschäftigt viele. Bei ihren Patient*innen sei das jedoch weniger Thema: «Mit 70 ist man – heute gesehen – noch jung. Zwischen 80 und 85 werden jedoch zunehmend einschneidende Veränderungen sichtbar, sei das im körperlichen, mentalen oder gesundheitlichen Bereich. So gesehen, müsste man das Alter aufteilen in «Alter» und «Hochalter». Ihre Generation hat in der Schweiz an einem Ort und zu einer Zeit gelebt, in denen die Voraussetzungen in Bereichen wie Bildung, me-

dizinischer Versorgung und persönlichen Gestaltungsmöglichkeiten optimal waren. Im weltweiten Vergleich war das ein Ausnahmezustand. Viele Menschen in ihrem Alter seien sehr dankbar dafür. Dankbarkeit wird auch spürbar, wenn Katharina über ihren Mann Kurt spricht, der vor wenigen Monaten gestorben ist. Sie erzählt von einer langen, liebevollen und unterstützenden Beziehung. Nach seinem Tod beruhigt sie diese Gewissheit. Auch Ablenkung sei wichtig: Es helfe, dass sie noch so fit sei und Dinge unternehmen kann.

Zu Beginn überkam die tiefe Trauer sie täglich. Sie weiss jetzt, wie sich ein schweres Herz anfühlt. In Selbstmitleid will sie aber keines verfallen: «Manchmal muss man sich selbst durchaus zurechtweisen», sagt sie bestimmt. Um schwierigen Momenten entgegenzuhalten, versucht sie, so oft als möglich im Wald spazieren zu gehen und erinnert sich an das Glück, das sie hatte.

Zufrieden erzählt sie von einem Fotoalbum, das sie vor kurzem fertiggestellt hat: «Diese Momente nochmal zu durchleben, war bezeichnend für meinen Trauerprozess.» Dass sich ihre Enkel*innen und Kinder sehr rührend um sie sorgen, sei ebenfalls schön. Familie und ein enges Netzwerk an guten Freundschaften sind zentral. Was sie jungen Menschen mitgeben würde? Mitmenschlichkeit, Neugier und Offenheit zu bewahren.



«Meine Arbeit ist mein Hobby.»

Rolf Gollob, 70 Jahre

«Als ich in der zweiten Klasse war, habe ich mich dazu entschieden, Lehrer zu werden. Ich habe meinem Freund gesagt: «Du Markus, ich werde Lehrer.»» Rolf begann seine Karriere als Primarlehrer, stieg später in die Ausbildung von Lehrpersonen ein und wurde Didaktiker. Aufgrund seines Ethnologiestudiums folgte eine Anfrage, ob er in der interkulturellen Pädagogik mitarbeiten wolle, was schliesslich zu seiner heutigen Rolle als Vorsitzender der Leitungskommission des EPAN-Netzwerks beim Europarat führte, wo er sich für Demokratie- und Menschenrechtsbildung einsetzt.

Aus den Projekten entstanden Bücher und Anfragen aus weiteren Ländern folgten. 2006 gründete Rolf gemeinsam mit einer Kollegin an der Pädagogischen Hochschule ein Zentrum für internationale Bildungsprojekte: eine Dienstleistung für Lehrmittel, Ausbildungskonzepte und pädagogische Entwicklungszusammenarbeit. «Das sind immense Netzwerke, die da entstanden sind.»

Viele seiner Bekannten leben im Ausland, weshalb sie leider nicht an seinen 70. Geburtstag kommen, den er vor ein paar Wochen gefeiert hat. Im Alter einen Bekanntenkreis zu haben, erachtet er als essenziell: «Wir sind soziale Wesen. Ein Freundesnetz zu haben, ist ein grosser Aspekt von Gesundheit.» Bis im Alter von 69 Jahren hat er gearbeitet, erst seit einem Jahr ist er offiziell pensioniert. «Natürlich bekommt man dann die Information, dass man jetzt AHV bekommt und die Pensionskasse aktiv wird. Das ist auch nett», sagt er lachend. «Aber Pensionierung ist für mich mehr ein formaler Aspekt. Ich habe den Luxus, dass meine Arbeit mich immer schon erfüllt hat. Sie ist mein Hobby» Er führt weiterhin

einzelne Mandate weiter, etwa in der Ukraine oder Nordmazedonien. «Wenn ich in den Spiegel schaue, sehe ich mein Alter auch. Doch für mich gibt es keinen Grund, das nicht mehr zu machen. Es kommen Anfragen, die Kompetenz ist noch da und die Lust auch. Es ist schön – ich genieße das.»

Heute genießt er eine neue Freiheit. Keine Pflichten mehr, weniger Reisen, dafür mehr Zeitautonomie, was ihn nicht davon abhält, sich weiter zu engagieren; in Stiftungsräten und als Mitglied der UNESCO-Kommission. «Vielleicht vergeht die Zeit auch deswegen so viel schneller als früher». Ihm gefällt die Gesundheitsdefinition der WHO: Körperlich, geistig und sozial. Um körperlich fit zu bleiben, begann Rolf mit 55, auf Marathons zu trainieren und schenkte sich zu seinem 60. Geburtstag den Originalmarathon von Marathon nach Athen. Heute trainiert er vier bis fünf Mal pro Woche, läuft zwei bis drei Marathons jährlich.

Wie alt er sich fühlt? – «Ich habe das Gefühl, dass im Alter ein immer jüngerer Geist in einem immer älteren Körper wohnt. Das ist ein Gegensatz, in dem man lebt.» Für ihn bedeutet dieses «Jungsein» vor allem eine gewisse Leichtigkeit: «Ich fühle mich freier im Denken. Der Körper ist, wie er ist, aber ich muss niemandem mehr etwas beweisen. Ich muss keine Karriere mehr aufbauen – das ist eine Befreiung.» Denn eine Karriere zu starten, war nicht nur einfach. Rolf studierte als erster aus seiner Familie und scheiterte zuerst. Der jüngeren Generation würde er daher raten: Trotz Widerständen dranbleiben, nicht aufgeben und sich die Unterstützung holen, die wirklich hilft.

Willy Spiller, 78 Jahre

Auf Kommoden und Bücherregalen stehen Vasen, kleine Figuren und Skulpturen, auf dem langen Holztisch stapeln sich Bücher von Lyrik über Belletristik bis Sachliteratur. An die Wand lehnen gerahmte Fotografien, darüber hängen Plakate und Bilder. Die Einrichtung der Altbauwohnung lässt erkennen, dass Willy Spiller in seinem Leben oft gereist ist. Eigentlich hatte er an der Hochschule für Gestaltung und Kunst Zürich mit einem Vorkurs in Bildhauerei begonnen, wechselte dann aber in die Fachklasse Fotografie.

Nach dem Abschluss war er kurze Zeit in Mailand bis er für die neue Zürcher Kulturboulevardzeitung «Neue Presse» als Fotojournalist engagiert wurde, um die Stadt von ihren skurrilsten und beeindruckendsten Seiten abzulichten. Internationale Bekanntheit sicherte er sich mit seiner Arbeit «Hell on Wheels». Die Bilder zeigen die New York Subway, deren Spitznamen sie aufgrund der Anzahl an Gewalt- und Morddelikten einholte. «Menschen interessieren sich für das Spannende und Gefährliche, nicht für das Harmonische», sagt Willy. Doch so aufregend das New Yorker Leben war, so anstrengend war es auch.

Und irgendwann packte ihn das Heimweh: «Nach fünf Jahren beginnen sich alte Freundschaften aus der Heimat langsam zu lösen. Das wollte ich nicht.» Trotz aller Möglichkeiten, die sich ihm in den USA als akkreditierter Fotograf boten, hält er an etwas fest: «Zürich als Lokalreporter zu fotografieren, ist das Verrückteste, das man machen kann.» Wer heute durch die Seiten seines Buches «Zürich 1967-1976» blättert, begegnet einer rohen, lebendigen Stadt, die es heute so nicht mehr gibt. Das zeige sich auch beim Fotografieren:

Es finde kein sichtbarer Austausch mehr statt zwischen den Menschen. Während fremde Menschen früher in der Tram oder in Beizen ins Gespräch gekommen seien, sitzen nun alle vor ihren Geräten und sind verärgert, wenn sie fotografiert werden. Vor seine Linse treten heute seltener Menschen. Aktuell beschäftigt er sich mit dem Zusammenspiel von Architektur und Macht. Nur ab und zu nimmt er noch Anfragen für Geschichten an.

Die Zeiten der grossen Foto- und Kulturreportagen seien vorbei, die Redaktionen zahlen wenig Geld oder nutzen oft nur noch kostenlose Bilder aus dem Internet. Wenn ihn junge Leute fragen, wie man in der Fotografie schnell zu Geld komme, rät er kurz: «Verkauf deine Kamera.» Selbstständigkeit im Beruf sei nicht für jede*n geeignet. Einerseits bietet sie Freiheit und Autonomie, andererseits ist sie mit grossem Druck verbunden. Mit dem, was man macht, solle man Glanz auf's Leben setzen.

Ein Nostalgiker ist Willy jedoch nicht. Früher war nicht alles nur toll, vieles habe sich verbessert. Diese Einstellung scheinen in seinen gleichaltrigen Kreisen nur wenige zu teilen: «Alle sprechen immer nur von früher oder beschweren sich über Gebrechlichkeiten oder die Polizei. Das ist nichts für mich.» Seine 78 Jahre merkt man ihm nicht an. Der tägliche Austausch mit Jüngeren, halte lebendig.

Die Leichtigkeit, mit der er über diese Themen spricht, steht der Ernsthaftigkeit im Gespräch darüber, was er gerne früher erkannt hätte: Schönheit ernsthafter zu verfolgen. «Schönheit ist Seelenbalsam. Sie ist der Schlüssel zu allem», sagt Willy. Dabei spricht er nicht von einem ästhetischen Ideal, sondern von allem, was uns berührt und bewegt.

«Setz Glanz auf das Leben.»



Heidi Tacier, 81 Jahre

Heidi Tacier hat sich mit 81 exmatrikulieren lassen. Bis vor kurzem war sie noch im Geschichtsstudium eingeschrieben. Vor 60 Jahren hatte sie schon einmal studiert: Medizin. Anschliessend führte sie während 31 Jahren ihre eigene Praxis für Pädiatrie und Allergologie in Höngg, im Haus, in dem sie heute noch wohnt. «Vor kurzem hätte ich mich fast in der Alterssiedlung angemeldet. Doch dann sah ich hier von meinem Arbeitsplatz in die Natur hinaus und dachte mir: Nein, ich kann hier nicht weg», sagt Heidi und blickt auf die Quittenbäume auf ihrer Terrasse.

Gedanklich ist sie noch halb bei dem, was sie soeben gelesen hat: Ein Paläontologie-Paper über einen urzeitlichen Meeressaurier, dessen Hautfossil neue Hinweise auf seine Schwimmtechnik gibt. Auf einer archäologischen Reise im Sudan war sie in Kerma, wo Charles Bonnet sieben rituell zerschlagene schwarze Pharaonen ergraben hatte, zufällig dabei, als er diese restauriert dort im neuen Museum errichtete. Dort wurde ihr geraten, ihren Interessen entsprechend Ethnologie zu studieren.

«Ich habe ein Semester lang reingehört und fand es so spannend, dass ich gleich weitergemacht habe.» Noch während ihrer Tätigkeit als Ärztin begann sie einen Bachelor in Ethnologie. Darauf folgte ein Master in ostasiatischer Kunstgeschichte und ihre Dissertation über Elsy Leuzinger. Anschliessend untersuchte sie die Umstände von Leuzingers und Jolantha Tschudis Feldforschung von 1954/55 bei den Afo/Eloyi, einer Ethnie in

den Bergen von Nord-Nigeria, deren Geschichte nicht ausführlich dokumentiert war. Mit Freude zeigt sie das Buch, das sie nach der Erschliessung der von ihr geretteten Bild-dokumenten aus Nigeria publiziert hat. Für die Nachforschungen war weiterhin ein Uni-VPN-Zugang notwendig, weshalb sie sich für Geschichte einschrieb. Nach gesundheitlichen Problemen fehlte anfangs Jahr die Energie.

Im Frühling, ohne Studium, geriet Heidi zum ersten Mal in ein «Pensionstief», wie sie es selbst nennt. Um darin nicht festzustecken, hält sie sich jetzt diszipliniert an gewisse Regeln: Jeden Morgen Pilates, täglich im Wald zügig gehen und Laban-Bewegungstechnik. «Es ist nicht ganz einfach, alt zu werden. Man muss sich selbst eine Struktur erbauen.» Vor ein paar Wochen machte Heidi beim generationsübergreifenden Tanzprojekt «Touch Through» am Theaterspektakel mit. «Da war ich dann schon die Älteste», sagt sie und lacht.

Und auch ohne Studium ist Heidi immer noch von Neugierde getrieben: «Über alles, was mich interessiert, will ich mehr wissen.» So verbrachte sie vor kurzem drei Tage im Tessin mit «Archäologie Schweiz». Ob die Zeit im Alter schneller oder langsamer vorbeigeht, habe sie sich nie wirklich überlegt. «Langweilig ist mir nie. Ich lese viel und bleibe immer irgendwo hängen.» Was sie jungen Menschen raten würde? «Arbeitet nicht so viel!» Denn heute merkt sie, dass die grosse Arbeitsbelastung als Kinderärztin sie daran gehindert hat, einen grösseren Bekanntenkreis zu pflegen. «Das fehlt mir jetzt gelegentlich.»

«Arbeitet nicht so viel!»





Die Gedächtnistrainerin Nicole Ziegler (Mitte) vergleicht mit den Teilnehmerinnen die Antworten der Übungsblätter. Katrin Biedermann (rechts) besucht den Kurs bereits seit zehn Jahren.

Im Alter Schule machen

Im Gedächtnistraining können Senior*innen gezielt ihre geistigen Fähigkeiten herausfordern. Doch viel wichtiger ist den Teilnehmer*innen die Struktur und der soziale Halt, den die Kurse ihnen bieten.

Mara Schneider (Text und Foto)

Einmal im Monat treffen sich Senior*innen im Dienstleistungszentrum von Pro Senectute im Zürcher Seefeld zum Gedächtnistraining. Für sie liegen bereit: ein Jonglierball, eine rote Karte und ein Mäppchen voller Übungen. Ansonsten ist der Raum spärlich eingerichtet, nur noch eine Tafel für Erklärungen nimmt Platz im Raum ein. Bereits eine halbe Stunde vor Beginn erscheinen die Ersten, setzen sich an ihren angestammten Platz und diskutieren munter über Aufgaben, die sie zuhause noch erledigt haben. Nach und nach wird der Raum voller und die Stimmen lauter.

Freiwillig Hausaufgaben lösen

«Ziel des Trainings ist, die geistige Fitness beizubehalten», erklärt die ausgebildete Gedächtnistrainerin Nicole Ziegler, «denn im Alter hilft das sporadische Training nicht mehr der Verbesserung der Gehirnleistung. Eigentlich müsste man schon ab dem jugendlichen Alter das Arbeitsgedächtnis trainieren.» Unter Senior*innen hat die Nachfrage in den letzten 20 Jahren zugenommen. Denn mit zunehmendem Alter verschlechtern sich nicht nur die geistige Informationsaufnahme und deren Verarbeitung, sondern auch das Kurzzeitgedächtnis, die geistige Beweglichkeit und die Fähigkeit, von einer Gewohnheit wegzukommen und etwas zu verändern.

Und dennoch: «Die Fähigkeit, zu lernen, bleibt im Alter weitgehend vorhanden», so Ziegler. In den Kurs am Freitagnachmittag kommen zwölf Frauen im Alter von 67 bis 92 Jahren. Sie kommen, weil sie merken, dass es schwieriger wird: Es fehlen geistige Herausforderungen und Erinnerungen an gestern

verblissen schneller. Ziegler erklärt, dass der hohe Frauenanteil kein Zufall ist: «Frauen kommen häufig freiwillig zu uns, weil sie sich bewusst werden, dass sie sich immer weniger merken können, oder dass es schwieriger wird, sich mit anderen zu unterhalten.» Bei Männern hingegen kratze der Besuch eines solchen Trainings eher am Selbstbewusstsein, weshalb diese öfters von ihren Partnerinnen geschickt würden.

Ob Senior*innen freiwillig den Kurs besuchen und intrinsisch motiviert sind, bemerke Ziegler. Klassische Hausaufgaben gibt die Trainerin keine auf, doch es freue sie, dass die Aufgaben von vielen freiwillig zuhause noch bearbeitet werden. Die 83-jährige Bärbel Schubert sieht es anders, sie mag Hausaufgaben nicht: «Wenn ich zuhause nicht mehr verstehe, wie ich die Aufgabe zu lösen habe, komme ich nicht weiter», erklärt sie. Doch vor Ort seien die Übungen unterhaltsam. Auch dank der zugänglichen Art der Kursleiterin komme sie gerne, denn hier komme sie sich nicht alt vor.

Eine Beispielaufgabe: «Ergänzen Sie die Reihe: 3, 7, 16, 35.» Sie versetzt manche möglicherweise in die Primarschulzeit zurück, doch helfen bereits kleinere Aufgaben, das Gehirn auf unterschiedliche Arten anzusprechen und herauszufordern. Während Rechenaufgaben logisches Denken erfordern, sind Wortfindungsaufgaben darauf ausgelegt, die Ausdrucksfähigkeit zu fördern. So sind die Übungen im Kurs vielfältig und stets darauf ausgelegt, beide Gehirnhälften zu stimulieren. Gefordert werden etwa die Fähigkeiten, Informationen aufzunehmen, sich

diese zu merken und zu einem späteren Zeitpunkt wieder abzurufen. Insofern dienen die Aufgaben auch dem Konzentrationstraining. Bevor eine Übung im Kurs erledigt wird, werden Strategien gemeinsam erarbeitet oder von der Kursleiterin ergänzend vorgestellt. Bei einer Aufgabe bezüglich des Leseverständnisses, in der mehrere Sätze drei verschiedenen Geschichten zugeordnet werden müssen, unterstreichen die Kursteilnehmer*innen die Sätze auf unterschiedliche Arten oder schreiben die Sätze ab und fügen die Geschichten so jeweils zu einer ganzen zusammen. Nicole Ziegler sieht die unterschiedlichen Herangehensweisen als Zeichen der Selbstständigkeit und redet den Teilnehmer*innen auch nicht rein. Wenn die rote Karte erhoben wird, kommt Ziegler und hilft, gibt ihnen Tipps. Und dennoch: «Manchmal sehen sie die Lösung sogar schneller als ich», sagt sie.

Schule wird zum Spieleabend

Ziegler erinnert sich daran, wie ein 92-Jähriger zu ihr in den Kurs gekommen sei und sich habe messen wollen. Tests werden jedoch keine durchgeführt. Ebenso wenig geht es um Schnelligkeit. Um Fortschritt zu bemerken, ist hingegen eines essenziell: Beständigkeit. «Allein das Besuchen des Kurses einmal im Monat bringt keinen Fortschritt und beugt auch keiner Demenz vor», meint Ziegler. «Es ist bloss einer von vielen Bausteinen.» Neben den geistigen Turnübungen profitiert das Gedächtnis auch von körperlicher Betätigung während den Trainingseinheiten. Deshalb finden zwischen den Übungen eingeplante

Bewegungspausen statt. Ziegler erklärt: «Das Jonglieren verbindet die rechte und die linke Hirnhälfte miteinander. Das hilft, komplexere Übungen zu lösen.» Bei den Teilnehmerinnen kommt die Pause gut an. Die Jonglierbälle auf Augenhöhe von der einen Hand in die andere zu befördern, sorgt für Lacher; vor allem, wenn es sich als nicht mehr so einfach herausstellt.

Von der heutigen Gruppe sind viele schon seit mehreren Jahren dabei. Denn zusätzlich zu den Übungsaufgaben wird es begrüsst, dass das Training gemeinsam mit anderen stattfindet wodurch der Austausch untereinander mit der Zeit zunehmend in den Vordergrund rückt. Der Kurs gibt somit jenen eine Struktur in den Tag, die aufgehört haben, zu arbeiten, veranlasst sie, das Haus regelmässig zu verlassen und gibt jenen einen Platz am Tisch, die nicht mehr viele soziale Kontakte haben. So geht es auch Katrin Biedermann. Sie besucht den Kurs schon seit über zehn Jahren. Nach der Pensionierung habe sie ihr Gehirn weiter beanspruchen wollen.

Mittlerweile steht für die 81-Jährige insbesondere der soziale Aspekt im Vordergrund. Aus diesem Grund hat sie eine Spielerunde organisiert, um mit einigen Teilnehmer*innen nach Kursende länger bleiben und sich weiter unterhalten zu können. Beim Spielen wird das Training gleich weitergeführt. Doch auch für diejenigen, die sich gleich nach Hause verabschieden, gibt Nicole Ziegler einen letzten Tipp mit auf den Weg: «Wählt einen anderen Heimweg und achtet darauf, was es Neues zu sehen gibt.»

Hauptsache Fussball

Als die heute 72-jährige Trudy Streit mit Fussball begann, waren Frauen auf dem Spielfeld eine Kuriosität. Nun füllen sie EM-Stadien, dank unermüdlicher Pionierinnenarbeit.

Debora Baumann (Text und Foto)

Nicht allen fällt die Bestimmung direkt vor die Füsse. Bei Trudy Streit war es tatsächlich so – oder rollte heran. Fussball ist für sie nicht einfach Liebe zum Ball, sondern auch zur Gemeinschaft, zum Sport und zur Möglichkeit, Träume zu leben. Die 72-Jährige ebnete den Weg für die heutigen Schweizer Fussballerinnen. Das tatsächlich nur durch Zufall. Vor fast 60 Jahren wartete die damals 14-Jährige mit ihren Kolleginnen auf den Leichtathletiktrainer, daneben trainierte der FC Zürich. Ein Ball rollte vom Feld. Sie nahmen ihn und spielten. «Dann hat mir das so Spass gemacht», blickt Streit zurück. Anders hätte sie gar nicht zum Fussball kommen können. Weder Vater noch Schwester waren interessiert am Ballsport. So musste der Fussball zu ihr kommen. Streit war eine der Ersten, eine wahre Pionierin. Aber sie war nie allein; ihr Team stand immer an ihrer Seite. Sei es beim Länderspiel, als sie für die Nationalmannschaft einspringen musste, oder beim Vorbereiten des Spielfeldes. Fussball war für sie nie eine Einzelgeschichte. Fussball ist ein Teamsport, da braucht es jede. Und jeden.

Es kommt ins Rollen

Streit machte aus ihrer Familie eine Fussballfamilie. Gemeinsam mit ihrer Schwester Ursula gründete sie 1968 den ersten Damenfussballclub der Schweiz, den DFC Zürich. Den ersten offiziell um genau zu sein. Die allererste Frauenmannschaft formte sich tatsächlich schon 1963 im Murgental, der FC Goitschel. Doch als das kleine Team ein richtiges Meisterspiel forderte, wurden sie abgewiesen. Schiedsrichterinnen dürften sie werden. Doch Trudy Streit gründeten den ersten der Schweizer Bürokratie entsprechenden Verein, nach Art. 60 ZGB. Ihr Vater trat sofort dem Vorstand bei, spielte selbst auch bei den Zürcher Senioren mit und unterstützte seine Tochter stets mit voller Überzeugung. Solche Unterstützung brauchte es, denn so einfach war der Weg nicht.

Die Frauen wollten einfach spielen und den Sport leben. Die Begeisterung dafür kam vor allem bei Grümpelturnieren auf, bei denen es Frauen erlaubt war teilzunehmen. Einige wollten danach einem Verein beitreten. Die Clubs erhielten Zulauf, infolgedessen doch die ersten Meisterschaften abgehalten wurden. An einem dieser Spiele lernte Streit ihren Mann kennen. «Früher ging man mit den Gegnern nach dem Match noch etwas trinken», erzählt sie schmunzelnd. Mit ihm trank sie dann noch einen und wechselte zum SV Seebach, wo er Trainer war. 50 Jahre später spielen auch ihre Enkelkinder. Im Verein waren beide lange tätig: Ihr Mann präsidierte den Verein, sie führte das Sekretariat. 1975 wurde der Schweizer Cup lanciert, die die Zürcherinnen zeitweise gar dominierten. Doch hier stagnierte es. «Mit dem Frauenfussball ging es lange einfach nicht vorwärts», sagt Streit. Durch den Erfolg kam es dann aber so weit, dass sie auch mal international spielen durfte.

Sie! Fräulein!

1978 nahm der SV Seebach anstelle der Nationalmannschaft an einem Turnier in Taiwan teil. 24 Flugstunden entfernt, er-

öffne e sich für sie eine völlig neue Welt. Sie wurden herumchauffiert zu Essen eingeladen, und als der Platz nach einem Taifun überschwemmt war, schaufelten Soldaten das Wasser mit Eimern vom Feld: «Stell dir vor, unser Militär würde das machen! Unvorstellbar», lacht sie. Nachdem der SV Seebach auf der anderen Seite der Welt neue

griffligkeiten waren für Streit und ihre Mitspielerinnen nebensächlich. «Wir wollten einfach Fussball spielen», sagt sie energisch. Alles andere sei unwichtig gewesen – ausser: «Hauptsache nicht Fräuleinclub.» Trotz ihrer Kampfbereitschaft sassen die Vorurteile tief. «Mannsweib» oder «lesbisch» las und hörte man oft. «Mit wogendem Busen und

behalte. Kritik gäbe es eben immer, so wie es sie auch umgekehrt gäbe, zum Beispiel wenn Männer Ballett tanzen.

Realistisch bleiben

Dass der Frauenfussball heute an der EM solche Massen bewegt, hätte Streit nie gedacht. «Das SRF hatte mehr Zuschauer als bei der Männer-EM. Und unser Fanmarsch war so schön», schwärmt Streit. Ihre Tochter sei mit den Enkelkinder mitgelaufen. Vor allem die Familienfreundlichkeit beeindruckt sie. Sie kenne Familien, die sich nicht mehr an die FCZ-Spiele der Männer trauten. Hier liefen sie gerne mit. Alle waren für den Fussball da, darunter die Gegnerinnen und Kinder, Mädchen wie Jungs, die mit ihren Eltern auftauchten. Überall wuselte es von Fussballtrikots mit den Namen Wälti, Schertenleib oder Riesen; die Stadien waren ausverkauft. Als Streit im Wankdorf in Bern bei einem EM-Spiel auf dem Rasen einmarschieren durfte, überkam sie kurz die Wehmut: «Am liebsten hätte ich selbst gespielt. So ein schöner Rasen.» Damals mussten sie vor den Spielen noch die Steine vom Platz tragen. Heute spielt man auf Kunstrasen und 32'000 Menschen sehen einem dabei zu. Mittlerweile verfolgt Streit den Fussball in der Schweiz noch ab und zu und bleibt dabei nüchtern. Im Ausland gehe es anders zu und her. Die Union Berlin beeindrucke sie. Sie hat 24'000 Plätze und 34'000 Saisonkarten verkauft. Wer ins Stadion darf, wird ausgelost. Auch in München ist jedes Spiel ausverkauft. In Zürich? «Kaum denkbar, selbst wenn es um etwas geht», sagt Streit. Daraus zieht sie ihre Schlüsse: «Darum können Spielerinnen hier auch nicht gleich viel verdienen wie im Ausland.» Man müsse eben realistisch bleiben. Sie hoffe, die Euphorie der EM halte an. Die Spielerinnen seien ja nicht schlecht.

Heute läuft es noch besser als erhofft

Insbesondere ist ihr die Förderung des Nachwuchses wichtig. Bis zu den C-Junioren können Mädchen bei den Jungs mitspielen. Das sei gut so. «In diesem Alter sind Mädchen oft besser als die Jungs», sagt sie wissend. Sie führte mal eine Juniorenmannschaft und bei einem Spiel gegen die Jungs hätten sie 5-0 gewonnen. Aber irgendwann kippt es eben, was aber nicht bedeuten soll, dass Frauen schlechter sind. Sie sind schlichtweg anders und ein Vergleich ist nicht sinnvoll. Niemand vergleicht im Tennis Federer und Williams oder im Ski Gut-Berahi und Odermatt. «Warum passiert das also immer im Fussball?», fragt sie sich. Auch ihre Enkelin hat lange bei den Jungs mitgespielt. Doch mit 14 war damit Schluss. Mädchen-teams gab es in der Nähe aber keine. Deswegen wird erstmal pausiert, obwohl sie gerne weitergemacht hätte.

Ob der heutige Frauenfussball trotzdem das sei, was Streit sich damals erträumt habe? Sie lächelt: «Noch besser.» Nie hätte sie gedacht, dass der Frauenfussball so sichtbar wird. Aus ein bisschen «Tschutte» im Club wurde die Abhaltung einer EM. Streit wünscht den jungen Spielerinnen vor allem eines: «Viel Erfolg und dass die Freude am Fussball bleibt. Ob mit oder ohne Publikum. Die kommen schon noch.»



Trudy Streit spielt nicht mehr oft Fussball. Doch ein wenig hat sie es noch drauf.

Möglichkeiten entdeckte, bewegte es sich 20 Jahre später auch bei ihnen zuhause langsam in die Richtung. Zu Beginn hiess es offiziell Damenfussballclub. Die gesellschaftliche Unterscheidung zwischen «Fräulein» und «Frau», also zwischen unverheirateten und verheirateten Frauen, war tief verwurzelt. Der Begriff «Dame» war hingegen neutral. Erst als sie sich 1993 dem Schweizerischen Fussballverband anschlossen, folgte die Bezeichnung «Frauenfussball». Aber die Be-

wehendem Zopf», untertitelte das Bieler Tagblatt 1973 ein Bild, geschossen an einem Spiel zwischen Bernerinnen und Aargauerinnen. Zeitungsberichte verzichteten mitunter sogar auf das Resultat, so sehr waren sie mit der «Kuriosität Fussballerin» beschäftigt. In der Schule erzählte Streit nur ihren engsten Freundinnen von ihrem Hobby. «Versteckt habe ich es nicht, aber rumerzählt auch nicht.» Kommentare kamen eben nicht nur von Männern, auch Frauen äusserten Vor-

skyguide

beyond horizons

Werde dipl.
Flugverkehrsleiter:in HF
**Bewirb Dich jetzt
für die Ausbildung**

Mindestanforderungen für die Eignungsabklärungen:

- Matura oder Berufslehre mit eidg. Fähigkeitszeugnis (EFZ)
- Zwischen 18 und 28 Jahre alt
- Schweizer Staatsbürgerschaft von Vorteil
- Deutsch oder Französisch oder Italienisch auf Niveau C1
- Englisch auf Niveau B2

Nach erfolgreichem Abschluss
garantieren wir Dir einen Arbeitsplatz.

**Besuche unsere Berufs-
infoveranstaltungen:**
skyguide.ch/events

Weitere Informationen:
skyguide.ch/future

#GuardianOfTheSky



An 4 zentralen Standorten
in **Zürich und online**
für dich da



- Täglich geöffnet
- Lange Öffnungszeiten
- Hausärzte, Gynäkologie
und weitere Spezialisten



arzthaus

arzthaus.ch
arzthausonline.ch

**STAPFER
HAUS:**

HAUPTSACHE GESUND.

Eine Ausstellung
mit Nebenwirkungen

Grosser Erfolg!

Verlängert

bis 28. Juni 2026

«Animes sind meine Vorbilder»

Der Zürcher Musiker Akira hat Ende Sommer sein neues Album «Niños Del Bosque» veröffentlicht. Für ihn hängt alles zusammen: Die Welt, der Wald und wir.

Marc Grüter (Interview) und Marco Galeazzi (Foto)

Akira, wie hast du die Zeit kurz vor dem Release erlebt?

Sie war wirklich intensiv. Vor allem wegen der Arbeit, die damit verbunden war. In der Woche vor dem Release war ich mit den Jungs in Italien. So richtig abschalten konnte ich aber nicht, weil ich die ganze Zeit mit dem Kopf beim Album war. Ich habe mich auf jeden Fall darauf gefreut, dass das Ganze endlich in die Welt hinausgeht.

Vor einem Jahr hast du in einem Interview gesagt, dass sich Musikmachen wie das Erschaen von Welten anfühlt. Was für eine entstand mit diesem Album?

Zu Beginn des Prozesses stand ich mit dem Gitarristen Mick und meinem Feature Jaron Ivy in einem Bergwald. Dessen Energie war irgendwie grundlegend für «Niños Del Bosque» – die Kinder vom Wald. Ich hatte diesen Namen in meinem Kopf, als der erste Song entstanden ist. Während der Aufnahmen lief nebenbei die ganze Zeit stumm der Anime «Mononoke». Die Welt auf dem Album würde ich deshalb wie eine von Studio Ghibli beschreiben. Sie ist eine Kombination aus dem, was ich erlebt habe und den Einflüssen meiner Familie und meiner Jungs. Wir wollen eine revolutionäre Welt erschaffen, die eine*n dazu bewegt, vielleicht ein bisschen mehr zu geben, statt die ganze Zeit nehmen zu wollen.

Auch in deinen früheren Werken finden sich Anime- und Manga-Referenzen. Obwohl sich deine Musik stark verändert hat, scheinen diese immer noch präsent zu sein.

Die sind für immer, weisst du (zeigt auf seine Tattoos). Als Kind hast du doch irgendein Vorbild. Bei den meisten ist es die Mutter oder der Vater oder irgendein Fussballer. Bei mir waren es eben Itachi und Sasuke aus «Naruto». Das ist noch heute so. Ich versuche mein Leben, wenn ich kann, wie einen Anime zu gestalten.

Nebst den Anime-Einflüssen ziehen sich auch lateinamerikanische Rhythmen, wie der Cumbia oder der Salsa, durch das Album. Wie entstand dein Bezug zu dieser Musik?

Auch wenn ich mich zuerst in anderen Musikrichtungen versucht habe, war klar, dass in Zukunft nur lateinamerikanische Musik in Frage kommt für meine eigenen Projekte. Das passt zu dem, was in meinem Leben abgeht. Ich bin jedes Jahr mehrere Monate in Argentinien bei meinem Vater. Viel Inspiration kommt von dort. Vom Folklore beispielsweise: Jorge Cafrune, Facundo Cabral, Mercedes Sosa. Alle haben insofern einen grossen Einfluss auf mich, als sie mich motivieren, auf ihr Level zu kommen, aber natürlich zeitgemäss und in meinem Stil.

Auf dem Album geht es immer wieder um das Zwischenspiel zwischen Mensch und Natur. Wie blickst du auf diese Thematik?

Ich sage auf dem Album, dass wir nicht vergessen dürfen, dass die Erde unsere Mutter ist. Wir müssen sie respektieren, indem wir unsere Sachen entsorgen, darauf achten, was wir konsumieren, oder auch nur schon die Art, wie wir einen Baum anschauen. Viele Leute schauen ihn einfach an und er existiert für sie.

Sie sind sich nicht mehr bewusst, dass das Leben ohne diesen Bruder vorbei ist. Generell würde ich mir wünschen, dass wir uns ein Stück weit weniger profi orientiert bewegen, sondern eben mehr auch mal etwas geben. Mit diesen Leuten sollte man sich vernetzen und gemeinsam wachsen. So richten wir keinen Schaden an, sondern machen etwas Schönes aus der Welt.

Du hast Profi orientation angesprochen, wie kommst du als Künstler in Zürich zurecht?

Seit diesem Jahr richtig gut. Ich habe Fördergelder beantragt und überlegt, wie ich mit dem, was ich liebe, Geld verdienen kann. In der Schweiz haben wir so viel Unterstützung in diesem Bereich. Natürlich ist das Leben hier teurer als woanders, aber es gibt dafür so viele verschiedene Möglichkeiten, mit Kunst Geld zu verdienen. Ich gärtne nebenbei immer noch, bin selbständig und habe Kunden, wenn auch viel weniger als früher. Dazu lebe ich am Minimum. Aber ich mag das.

Das Image, das Rapper oft von sich geben, mit exzessivem Lifestyle und teuren Autos, scheint nicht mehr das zu sein, wofür du stehst.

Nein, auf keinen Fall. Aber wer will nicht eine schöne Wohnung oder mit einem schnellen Auto fahren? Das ist vielleicht auch ein Zwiespalt in meiner Persönlichkeit. Ich bin aufgewachsen mit Rappern wie 50 Cent und Eminem, bei denen man nach dem Hören ebenfalls Frauen und Geld möchte. Aber irgendwann wächst du da wieder raus. Der ganze Protz ist schön und gut, ich möchte das nicht unbedingt schlecht reden, weil es irgendwie ein Teil dieser Kultur ist. Ich denke aber, dass dieser Weg auf lange Sicht sehr viel Zerstörung mit sich bringt. Mir sind andere Dinge wichtiger geworden. Wenn ich raus gehe und Sport mache, ist das meine Meditation.

Du hast es schon gesagt, dein Vater stammt aus Argentinien, du bist Stadtzürcher, hast schon auf Englisch, Französisch, Spanisch und Schweizerdeutsch gesungen. In welcher Sprache träumst du?

Kommt darauf an, von wem ich träume. Von meiner Mutter auf Französisch, denn sie spricht auch so mit mir. Wenn ich im Winter jeweils für drei Monate zu meinem Vater nach Argentinien gehe, fange ich an, auf Spanisch zu denken. Ich versuche die Sprachen immer wieder ein bisschen aufzufrischen. Auch mal auf Englisch zu denken oder mal auf Französisch mit mir selbst zu reden. Einfach damit es mir nicht verloren geht, denn das passiert so schnell. Träumen, würde ich sagen, tue ich in allen Sprachen, aber meistens auf Schweizerdeutsch.

Abschliessend noch eine kurze Zeitreise: Dein Schweizerdeutsch-Rap «Züri brännt» ist vor zehn Jahren erschienen und steht in grossem Kontrast zu deinem soeben veröffentlichten Werk. Wie blickst du heute auf den Song zurück?

Das ist ein Teil von mir. Das würde ich nie leugnen. Ich mache immer noch Witze, die nicht in der Zeitung stehen dürften. Das ist mein Humor und etwas, das man nicht zu



«Ich lebe am Minimum. Aber ich mag das»: Akira in seinem WG-Zimmer in Zürich.

ernst nehmen muss. Ich habe auch ganz andere Songs zu dieser Zeit geschrieben. Das ist vielleicht einfach einer, der mehr Aufmerksamkeit bekommen hat. Auch er ist einfach ein Teil von meinem Weg.

Nach dem Blick in die Vergangenheit noch einer in die Zukunft. Wie geht es für dich jetzt weiter?

Einfach weiter Musik machen, ins Ausland gehen, um dort von den Meistern zu lernen und mit ihnen zu connecten. Ich habe das Gefühl, in Zürich haben wir schon alles gemacht, was wir können. Im nächsten Schritt möchten wir weitergehen und vielleicht nach Madrid, Mexiko oder Argentinien expandieren.

Akira Gruber ist 28 Jahre alt und im Zürcher Seefeld aufgewachsen. Er veröffentlicht seit zehn Jahren Musik. «Niños Del Bosque» ist sein erstes Soloalbum.



25-27. 09. 2025
Universität Zürich, RAA-G-01

Ein Gespenst geht um die Welt und dieses ist nicht mehr, so wie es Derrida behauptete, das Gespenst von Marx, sondern jenes der Sklaverei.

Der internationale Kongress „**Ein anderes Gespenst geht um die Welt. Praktiken, Politik und Ästhetik der Erinnerung an die Sklaverei in Lateinamerika und der Karibik**“ beabsichtigt Akademiker*innen verschiedener Disziplinen, Aktivist*innen und Künstler*innen zusammenzubringen, um zu untersuchen und zu diskutieren, inwiefern verschiedene Formen der Erinnerung an die Sklaverei die zeitgenössische Gesellschaft weiterhin beeinflussen. In einem Moment des zunehmenden Aufstiegs der globalen extremen Rechten und ihrem Versuch, die historische Verantwortung angesichts der Schrecken der Vergangenheit zu schmälern oder zu leugnen, bietet dieser Kongress einen vitalen Raum für die Reflexion über gesellschaftlich-kollektive Vorstellungen von Gewalt. Im Rahmen dieses transdisziplinären Kolloquiums werden wir uns auf die kollektive Erinnerung rund um die Sklaverei in Lateinamerika und der Karibik konzentrieren, um dabei ihre Tiefe, Komplexität und zeitgenössischen Konsequenzen aus einer kulturellen, postkolonialen und dekolonialen Perspektive zu untersuchen. Der Kongress findet in hybridem Format in spanischer und portugiesischer Sprache statt.

**outro espectro
percorre o mundo**
práticas, políticas e estéticas
memorialísticas da escravidão na
América Latina e no Caribe

**congreso
internacional**

UZH, RAA-G-01
Rämistrasse 59, 8001 Zürich
25-27.09.2025

**otro espectro
recorre el mundo**
práticas, políticas y estéticas
memorialistas de la esclavitud
en América Latina y el Caribe



Latin American Center
Romanisches Seminar



56 BOTANICALS

Jägermeister

**ICE COLD,
THAT'S IT.**

DRINK RESPONSIBLY

4 MACERATIONS



**SERVE
ICE
COLD**



#DRINKRESPONSIBLY
RESPONSIBLEDRINKING.ORG

Jägermeister

EXCLUSIVELY DISTRIBUTED BY

DiWiSA

Jung und unkommerziell

Fünf Mitbewohnerinnen übernehmen für ein halbes Jahr das leere Lokal unter ihrer Wohnung. Das Projekt soll ein feministisches Zeichen in der Zürcher Gastroszene setzen.

Vera Meier (Text) und Elia Loppacher (Foto)

Schon von weitem ist Bewegung in der Hafnerstrasse spürbar. Ein dichter Schwarm von Menschen steht vor dem Lokal, Stimmengewirr und Zigarettenrauch hängen in der warmen Abendluft. Drinnen bleibt kaum noch ein Platz frei, draussen breitet sich die Menge bis auf die Strasse aus. Gläser klirren, Baile Funk dringt durch die offene Tür. Es wirkt, als hätte Zürich ganz selbstverständlich einen neuen Treffpunkt bekommen. Erst beim genaueren Hinsehen wird klar: Es ist die Kaffeebar Miyo, deren fünf Gründerinnen noch vor kurzem fürchteten, niemand würde bei der heutigen Eröffnung eerscheinen.

Der Freundeskreis packt mit an

Am Tag zuvor laufen die Vorbereitungen in vollem Gange. Es wird aufgehängt, beschriftet, Kisten werden geschleppt. Das Licht spiegelt sich in der Scheibe und der silberne Schriftzug «MIYO» wirft Schatten auf den Boden. Im grünen Innenhof sitzen Carla Zai und Carla Wagner, zwei der fünf Gründerinnen, auf bunten Stühlen. Sie sind 21. Beim Kaffee erzählen sie von einer langen Freundschaft und einem leerstehenden Lokal, das nun neben ihrem Studium, Praktika und Jobs zu einem grossen Projekt wurde: die Kaffeebar Miyo. «Make it your own» steckt hinter Namen und Konzept. «Alle sollen sich einbringen können», sagt Wagner. Ein Raum für Kunst, Musik und Begegnungen, ein Projekt, das junge Zürcher*innen miteinander vernetzen soll. Schon jetzt zieren die neu gestrichenen Wände Fotografien und Kunstwerke. Bald sollen junge Kuntschaffende ihre Projekte im Miyo ausstellen und zum Verkauf anbieten können. Bisher ist es aber vor allem Kunst aus ihrem Bekanntenkreis. Die Quartierbeiz «Al Patti»», die den Raum zuvor bewohnte und ita-

lienisch angehauchte Küche servierte, hat im Juni geschlossen.

Als die Mitbewohnerinnen Wagner, Zai, Sophia Milne, Larentino Bukvic und Zoé Musi der Wohnung oberhalb des Lokals vom Vermieter das Angebot bekamen, den Raum intern weiterzuführen, zögerten sie nicht lange. Er habe ihnen eine faire Miete vorgeschlagen, die sie nun mit dem Betrieb der Bar zu decken versuchen. Auf einen grossen Gewinn zielen sie nicht ab, denn das Miyo soll ein Ort sein, an dem junge Menschen ohne Konsumzwang willkommen sind. Die bis jetzt noch unbezahlten Café- und Barschichten werden per Gruppenchat unter Freund*innen organisiert. «Der ganze September ist schon voll», sagt Wagner zufrieden. Investoren? Fehlanzeige. Den Umbau und die ersten Mieten haben die Gründerinnen aus eigener Tasche bezahlt, das Inventar durften sie glücklicherweise vom Vorgänger übernehmen.

Ein ganzes halbes Jahr

Vielleicht liegt es am positiven Feedback, dass die beiden so entspannt wirken. Eltern, Freund*innen und Nachbar*innen begegnen dem Projekt mit Neugier und Freude. Vielleicht liegt es aber auch am Wissen, dass dieser Ort vergänglich ist: Der Mietvertrag ist bis Februar 2026 befristet. Danach soll das Gebäude renoviert werden. Fest steht: Der innere Kern des Miyo soll FLINTA-Personen vorbehalten



Die fünf Gründerinnen stehen für mehr Austausch und weniger Profit ein

bleiben – ein feministisches Zeichen in der Zürcher Gastroszene. Auch das Line-up für die Eröffnung besteht aus reinen FLINTA-DJs. In Zukunft soll zudem ein Awareness-Konzept sichtbar machen, dass Grenzüberschreitungen und Diskriminierung keinen Platz haben. Wie die Gruppe im Ernstfall reagieren wird, weiss sie noch nicht konkret. «Das ist eine grosse Sorge von uns», gesteht Zai. Die Vorbereitungen jedoch alle nach Plan. Auf die Frage, ob sie ihr Projekt mit Stolz erfüllt, sehen sich die beiden kurz an und lachen dann herzlich. «Ja!», antworten sie im Chor. In diesem Moment wird spürbar: Das Miyo ist ein Projekt aus Freundschaft – und öffnet nun Raum für viele weitere. Seit dem 3. September hat ihr Lokal von Donnerstag bis Sonntag geöffnet. Ob sich ihr Konzept rentiert, wird sich zeigen. Sie sind sich einig, was sie unter einem erfolgreichen halben Jahr verstehen: «Wenn wir es schade finden, dass es schon vorbei ist.»



Kulturelles in Kürze

Schweizerdeutsche Hochstaplerei

Sabin und Schanti, zwei Studierende in einer Schweizer Kleinstadt, die nicht mehr so richtig studieren, gründen zusammen einen Verein. Sein Zweck: Unterhaltung. Sie beginnen mit kleinen Theaterproduktionen, die kurz darauf in der Kulturwelt einschlagen. Spätestens als sie merken, dass Stiftungen und Firmen gerne ohne genau hinzusehen Geld für Kultur ausgeben, geraten die zwei in einen Strudel der Kleinkriminalität. **Béla Rothenbühlers «Polifon Pervers»** wurde für den **Schweizer Buchpreis** nominiert und hat eigentlich keine Werbung nötig, empfehlenswert ist es trotzdem. Selten lacht man beim Lesen so oft laut auf wie hier. Die Luzerner Mundart, in der der gesamte Roman geschrieben ist, ist zwar gewöhnungsbedürftig. Doch es geht schnell und dann liest sich die Handlung umso leichter. Als würde der Autor einem persönlich gegenüber sitzen und eine Geschichte aus dem Dorf erzählen. Genial! (lea)

Wo ist mein Mann?!

Das fragt sich **Raye**, denn sie hätte gerne einen Ring am Finger mit einem glänzenden Diamanten, über den sie reden kann. Das hört sich auf Englisch viel besser an, versprochen. Einige kennen die britische R&B-Sängerin vielleicht vom Hit «Escapism», der ihr bei den Brit Awards 2024 den Titel Best Song of the Year holte. Die neue Single **«Where Is My Husband»** schlug schon vor der Veröffentlichung ein. Sie performte das Lied an Festivals diesen Sommer, unter anderem auch am Glastonbury in England und dem Montreux Jazz Festival, und die Konzertvideos liessen grossartiges errahnen. Das Lied wird Teil ihres heiss erwarteten Sophomore-Albums, Erscheinungsdatum unklar. Und Fun Fact: Ihr Grossvater kommt aus dem Appenzell! (deb)

Hipster Shqipstër

An der Langstrasse einmal abbiegen und man landet in einer... kleinen Kunstaussstellung? Kleiderladen? Café? Bar? **«Shqipstër»** ist das erste albanische Pop-Up in Zürich. Betrieben wird es von der albanischen Non-Profit-Organisation Brezi Ynë. Sie ermöglichen durch das Pop-Up einen Raum für interkulturellen Austausch und gesellschaftliche Fragen anhand von Kunst, Musik und Literatur. Es gibt leckeres albanisches Gebäck, Getränke und Kunst mit einer Prise Geschichte. In der Ausstellung «Enough To Become History, Yet Never Long Enough To Belong» wird auch die Geschichte der Albaner*innen in der Schweiz beleuchtet. Bis zum 22. Oktober kann man sich an der **Kernstrasse 57** verwöhnen lassen. (deb)

Coming of Age

Hier berichtet unsere Sexkolumnistin aus fremden Betten über vertraute Geschehnisse.

Anahí Frank

Frühlingsgefühle – Ich komme. Ich komme aus der Seite liegend, eine Hand zwischen meinen Schenkeln, die Knie zusammengepresst, die Augen geschlossen. Als ich das erste Mal einen Orgasmus habe, liege ich in meinem Hochbett und statt meiner Hand habe ich meine Bettdecke zwischen die Beine geklemmt.

Es ist dunkel in meinem Zimmer, doch vom Flur dringen Licht und Stimmen hinein. Ich versuche, meine Hüften geräuschlos zu bewegen und halte den Atem an, wenn ich Schritte höre. Meine Hände halten die Decke umklammert, ich traue mich nicht, sie darunter gleiten zu lassen. Wenn ich mich nicht mit meinen Fingern berühre, ist es vielleicht nicht echt, denke ich. Wenn

ich mich nicht mit meinen Fingern berühre, kann ich so tun, als sei es Zufall, dass ich dabei an die Sex-Tipps aus der Cosmopolitan denke, die ich vor Jahren im Flugzeug gelesen habe. Wenn ich mich nicht mit meinen Fingern berühre, bleibe ich vielleicht unberührt. Es ist nicht besonders lange her, dass ich abends in dieselbe Decke gekuschelt mit Gott geredet und um Weltfrieden gebeten habe.

Jetzt bleiben meine Gebete aus und statt an den allmächtigen Schöpfer denke ich an Männer mit gierigen Blicken und Frauen in zu kurzen Röcken. Ich weiss, dass ich viel zu jung bin für Sex – meine Mutter versteckt ihre Frauenzeitschriften mit den Sex-Tipps vor mir,

ich finde sie trotzdem. Ich lese sie auf dem Boden der Speisekammer sitzend und spüre ein unsagbares Kribbeln und Jucken zwischen den Beinen, fast glaube ich, pinkeln zu müssen, aber ich weiss mittlerweile, dass das nichts ändern würde.

Ich nehme jedes Detail auf und verstehe nur die Hälfte, doch all diese unbekannten Wörter verlocken mich und ich stelle mir eine Welt voller Zauberei vor, so wie die sieben Himmel der Lust, die Scheherezade mit dem Sultan durchwandert. In der Nacht denke ich an diese Wörter und locke das Gefühl in mir hervor – ich verstehe selbst nicht, wieso ich mehr von diesem Jucken und Kribbeln will, und von diesem Verlangen, das ich

nicht stillen kann, ohne es noch grösser werden zu lassen. In einer dieser Frauenzeitschriften habe ich gelesen, dass Frauen sich im Durchschnitt einmal in der Woche selbst befriedigen und Männer fast jeden Tag. Jeden Montag nehme ich mir vor, dass es das letzte Mal sein wird.

Illustration: Mara Schneider



Unter Wasser gesetzt

Eine Ausstellung im Landesmuseum Zürich soll die turbulente Geschichte der Wasserkraft in der Schweiz beleuchten. Zehn Zeitzeug*innen berichten, wie Bergdörfer Stauseen weichen mussten.

Leva Mia Sidler (Text)

Ein Timer zählt 2 Minuten rückwärts, dann rinnt Wasser über drei kahle Betonwände, in Schwarzweiss erscheinen Berge und Stauseen, Dörfer, Kraftwerke, Bauarbeiter und Fotos von Protesten. So beginnt die 45-minütige Videoinstallation, das Herzstück der Ausstellung «Wasserkraft und Widerstand» im Landesmuseum Zürich. Sie widmet sich der Entwicklung von Wasserkraftprojekten in den Alpen, einem zentralen Bestandteil der Schweizer Energieversorgung seit 1950. Anhand von Berichten durch Zeitzeug*innen zeigt die Ausstellung eindrucksvoll, was die Grossbauprojekte für verschiedene Anspruchsgruppen bedeuteten.

An der gegenüberliegenden Wand hängen Kopfhörer, die Sprache kann ausgewählt werden: Auf verschiedenen Sprachen sowie im Originalton – mal ein starker Walliser oder Bündner Dialekt, mal Italienisch oder Französisch – kann den zehn Zeitzeug*innen gelauscht werden. Sie haben unterschiedlichste Bezüge zur Wasserkraft. So berichtet ein Bau-

arbeiter, der mit noch nicht einmal 16 Jahren anfin, dort als Saisonnier zu arbeiten, vom Unglück beim Bau vom Kraftwerk Mattmark. Er erlebte, wie sich am Tag des Unglücks der Gletscher löste. Die Tochter eines Arbeiters, der im Unglück von Mattmark verstarb, erzählt, wie sie mit 17 Jahren nach dem Unfall drei Jahre lang nur schwarze Kleidung trug.

Schweizer Stolz mit Kosten

Die Ausstellung beginnt mit den 1920er-Jahren: Mit künstlich angelegten Stauseen wird in den Schweizer Alpen Strom produziert. Die Kraftwerke beginnen, die Städte und die SBB mit Energie zu beliefern: Damals ein Symbolbild für Schweizer Werte, Unabhängigkeit, Energiesicherheit und für eine innovative und moderne Schweiz. Mehr als 50 Prozent des Schweizer Stromverbrauchs wird aus Wasserkraft gewonnen. Dies hat aber durchaus seine Kosten. Marcel Dora berichtet von seiner Kindheit zwischen 1943 und 1951 in der Gemeinde Marmorera, Albula, Kanton Grau-

bünden. Zu seiner Zeit lebten 140 Personen in der finanzschwachen und verschuldeten Gemeinde. Zur gleichen Zeit brauchte die Stadt Zürich mehr Strom. 1948 wollten die Zürcher Elektrizitätswerke (EWZ) in Marmorera einen Stausee bauen, die Gemeindeversammlung stimmte dem Bau des Stausees zu. Widerstand seitens Personen ohne Stimmrecht, vor allem Witwen und Ausgewanderte, wird überwältigt. Verhandlungen zwischen den EWZ und Einheimischen über den Verkauf ihres Landes finden auf Deutsch statt, obwohl einige nur Italienisch oder Rätoromanisch sprechen. «Die Leute wurden im Regen stehen gelassen», sagt Dora. Die Parteien, die sich weigern, ihr Land zu verkaufen, werden enteignet. Der Staudamm wird zwischen 1950 und 1954 errichtet; das Dorf Marmorera, der Weiler Cresta und rund 140 Hektar Wiesen- und Waldgelände unter Wasser gesetzt. Oberhalb des Sees wird Neu-Marmorera errichtet. Im Gemeindehaus des neuen Dorfes hing einst ein Bild, das den Abschied der

Menschen von ihrem Dorf vor dem Bau des Staudamms zeigte, so Dora. Dieses sei jedoch verschwunden. Er betont, wie viel es ihm bedeuten würde, dieses Bild wieder zu finden

Entscheidungen stauen sich auf

Das Landesmuseum sucht sich einen treffenden Zeitpunkt für die Ausstellung aus: 2024 hat die Schweizer Stimmbevölkerung das Stromversorgungsgesetz angenommen. Teil des Gesetzes ist ein strategischer Ausbau der Wasserkraft in 15 Vorhaben. Die Erhöhung von bestehenden Staudämmen wie der in Marmorera sowie das Bauen von neuen Speicherseen wie in der Trift sind darin inbegriffen. Gegen Letzteres wehrt sich die Geschäftsleiterin von «Aqua Viva», Salome Steiner. Als eine der Zeitzeug*innen sagt sie: «Wasserkraft ist eine nachhaltige Energie, aber keine ökologische.» Auen, Bergbäche und bedrohte Arten der Triftlandschaft im Berner Oberland müssten dem neuen Kraftwerk weichen, um ein Prozent des nationalen Stromverbrauchs zu

generieren. Zum Bau solcher Kraftwerke wurde ein Konzessionssystem eingeführt. Damit wurde die Nutzung des Wassers vermietet anstatt verkauft. Diese «Mietverträge» laufen nach 80 Jahren nun langsam aus und die Standortgemeinden und betroffenen Kantone werden Eigentümer der Kraftwerke. Das bedeutet eine mögliche Einkommensquelle, aber auch ein hohes finanzielles Risiko. Ab 2040 stehen grosse dieser sogenannten Heimfälle an, darunter die Kraftwerke bei Mattmark und Grande Dixence, über die in der Ausstellung berichtet wird. Wie die Stromversorgung danach aussieht, steht noch offen.

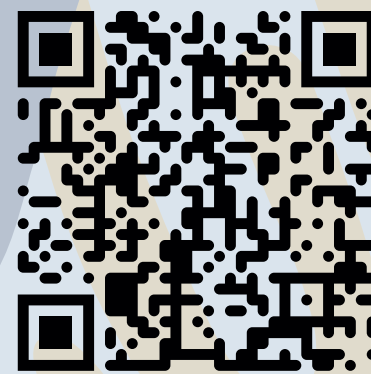
Bis es so weit ist, beleuchtet die Ausstellung «Wasserkraft und Widerstand» die Ingenieurskunst der Schweizer Wasserkraftwerke, erinnert aber auch an Unglücke und Unrecht, die mit ihr zusammenfallen. Die Interviews geben den Besuchenden unterschiedlichste Blickwinkel auf Energie aus Wasser an die Hand – persönlich, deutlich und informiert.

Das Medienfestival für junge Journis – und alle, die es werden wollen.

Workshops, Redaktionsbesuche, Inputs, Musik und vieles mehr gibt's am **Journalismus Jetzt!**

3.–5. Oktober, Photobastei Zürich

JJS Junge Journalistinnen & Journalisten Schweiz



Infos & Anmeldung
journalismusjetzt.ch

«Ein Star bin ich nicht»

Den Namen Nelio Biedermann trifft man neuerdings überall an. Der Autor erzählt vom Schreibprozess, dem Umgang mit dem Erfolg und seinen Erfahrungen im Literaturbetrieb.

Vincenzo Togni (Interview) und Linn Stählin (Foto)

«Lázár» erzählt die Familiengeschichte eines ungarischen Adelsgeschlechts vom Habsburgerreich bis in den Kommunismus. Du hast selbst ungarische Wurzeln. Wie viel Autofiktion steckt im Roman?

Für mich ist es schwierig zu sagen, was Autofiktion und was reine Fiktion ist. Die historischen Ereignisse, welche die Familie von Lázár durchlebt, sind nahe an der Realität: Krieg, Enteignung, Deportation, Flucht. Fiktiv sind hingegen die Figuren. Wichtig war mir, dass die Protagonist*innen nicht deckungsgleich mit meinen Grosseltern sind, auch wenn einzelne Figuren nah an realen Vorbildern erschaffen wurden. Es ging mir auch nicht darum, Fiktionales und Historisches zu trennen, sondern Grenzen bewusst zu überschreiten. Familienerzählungen wirken ohnehin manchmal surreal.

Wie bist du bei der historischen Recherche zu den grossen politischen Entwicklungen und der Familiengeschichte vorgegangen?

Der grösste Teil der familiären Anekdoten, die mich beim Schreiben inspirierten, wurden mündlich weitergegeben und innerhalb der Familie immer wieder gerne erzählt. Für die dunkleren Kapitel besuchte ich meinen Grossonkel in Budapest und sprach eine Woche lang intensiv mit ihm über unsere Familie. Er hat ein kleines Archiv mit Fotos, Familienstammbäumen und Todesurkunden, die auch Suizide festhielten; etwas, das sonst eher unter den Teppich geschoben wird. Den historischen und politischen Rahmen habe ich mir vor allem durch klassische Recherche erarbeitet. Entscheidend war nicht, bestimmte Ereignisse «abzudecken», sondern Anknüpfungspunkte für die Handlung zu finden.

Zu deinem Debüt «Anton will bleiben», in dem du die Geschichte eines sterbenden Mannes erzählst, hast du gesagt, die Themenauswahl sei eher unbewusst erfolgt. Wie war das bei diesem Roman?

Eigentlich wollte ich dieses Buch schon lange schreiben, weil die Familiengeschichte zu Hause stets Thema war. Ich habe mehrmals begonnen, es hat aber gedauert, bis ich den richtigen Ansatz fand. Im Urlaub in Portugal vor zwei Jahren war dann plötzlich der erste Satz in meinem Kopf. Dann ging es los.

«Lázár» ist in kurze Kapitel gegliedert, zugleich wirken die langen, szenischen und poetischen Sätze sehr sorgfältig formuliert. Hast du dich sprachlich weiterentwickelt?

Bei meinem ersten Buch stand die Geschichte im Vordergrund. Ich wollte einfach schreiben, ohne mir viele Gedanken über Mittel und Sprache zu machen. Wichtig war sie zwar schon, aber ganz anders als jetzt bei «Lázár». Hier habe ich intensiv überlegt, welche Sprache und welcher Stil zur Geschichte passen. Darauf lag ein besonderer Fokus.

Imre, eine Figur im Roman, liest E.T.A. Hoffmann und ist sichtbar von dessen Schauer Geschichten geprägt. Auch in deinem Buch finden sich mystische, oft nicht rational greifbare Elemente der Romantik. Hast du dich an diesem Stil orientiert?

Im ganzen Buch lassen sich intertextuelle Bezüge entdecken. Ich habe mich bewusst

inspirieren lassen, nicht nur von der Romantik. Gerade ihr Mystisches passt jedoch besonders gut. E.T.A. Hoffmanns «Sandmann» hat mich schon im Gymnasium tief beeindruckt. Auch dort verliert der Protagonist durch das Schauer Märchen den Bezug zur Realität. Diese Idee habe ich auf Imre übertragen. Neben der schwarzen Romantik haben mir auch Familienromane wie Thomas Manns «Buddenbrooks» Anregungen gegeben. Viele Werke habe ich bewusst während des Schreibens gelesen und mich dabei stets gefragt: Wie ist die Erzählung aufgebaut? Was lässt sich daraus ziehen?

Welche Bedeutung kann diese Geschichte für unsere Gegenwart haben?

Das Historische bildet einen prägenden Rahmen, zugleich wirken die Figuren entrückt von den Geschehnissen, weshalb sie ein Stück weit zeitlos sind. Alle hadern mit sich und ihrem Leben, finden keinen Platz in ihrer Welt – etwas, das sich direkt auf heute übertragen lässt. Auch damals waren die Zeiten von Unruhe und Umwälzung geprägt. Die Überforderung durch Zeitenwenden, heute etwa durch technologische Fortschritte, ist vergleichbar. Im 20. Jahrhundert waren die Figuren Spielbälle der Geschichte, ein Gefühl, das heute viele Menschen teilen.

Mit dem Rowohlt Berlin Verlag publiziert einer der renommiertesten deutschen Verlage dein Buch. Wie kam es dazu?

Mittlerweile unterstützt mich die Zürcher Agentur Liepman Literary Agency. Eine Agentin war zufällig bei meiner allerersten Lesung in der kleinen Bibliothek meiner Heimatgemeinde Thalwil, gab mir ihre Karte. Ich habe mich gemeldet, als ich den Verlag wechseln wollte. Die Agentur nahm mein Werk auf, und es kam zu einer Auktion mit sieben deutschsprachigen Verlagen. Es war surreal, plötzlich nicht mehr Bewerbungen schreiben zu müssen, sondern umworben zu werden. Natürlich spielte auch der Vorschuss eine Rolle, aber nicht nur. Ich habe mich nicht für das höchste Angebot entschieden.

Kannst du vom Schreiben leben?

Mittelfristig kann ich vom Schreiben leben. Die Übersetzung von «Lázár» in knapp zwanzig Sprachen und das Erscheinen in mehr als zwanzig Ländern geben Spielraum. So kann ich Lesungen auswählen und muss nicht jede Einladung annehmen. Doch noch ist es nur ein einzelnes Buch, und man weiss nie, wie es weitergeht.

Bist du am Deutschen Seminar der Uni Zürich eigentlich ein Star?

(Lacht) Nein, ein Star bin ich sicher nicht. Manchmal werde ich auf meine Arbeit angesprochen. Ein Kollege, der in einer Gelateria arbeitet, fragte mal eine etwas ältere Germanistikstudentin und Kundin, ob sie mich kenne. Sie meinte ja, aber nicht persönlich. Vielleicht bin ich jetzt schon bekannter, doch ich bin froh, davon wenig mitzubekommen.

Wie vereinbarst du Schreiben und Studium? Wegen der Lesungen werde ich mein Studium wohl nicht in drei Jahren beenden, aber

das stresst mich nicht. Mein Fokus liegt jetzt klar auf dem Schreiben. Den Bachelor will ich auf jeden Fall abschliessen, danach weiter schreiben.

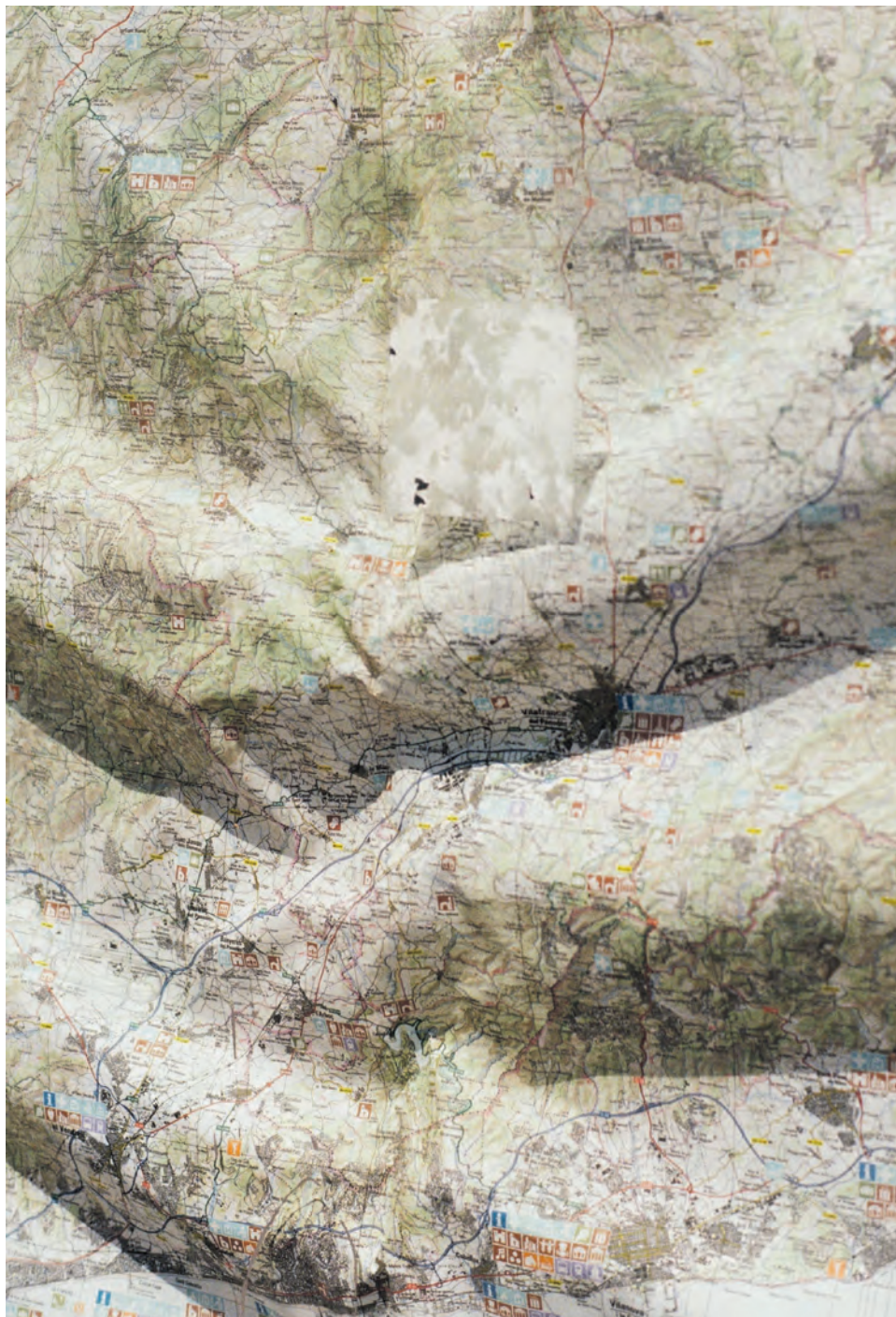
Wirst du je wieder so persönlich schreiben wie in «Lázár»?

Das ist eine gute Frage, die ich mir auch gestellt habe. Viele Autor*innen, die sehr persönliche Geschichten schreiben, berichten von der Schwierigkeit, erneut so Intimes zu erzählen. Diese Angst habe ich abgelegt. Lázár ist zwar persönlich, zugleich aber eine Familiengeschichte, bei der ich nicht im Vordergrund stehe.

Nelio Biedermann wurde 2003 in Thalwil am Zürichsee geboren. Er studiert Germanistik und Filmwissenschaften an der Universität Zürich.



Nelio Biedermann steht am Anfang seiner Karriere.



Bella Italia – Es ist Spätnachmittag irgendwo am Strand in Sizilien, oder vielleicht in einer toskanischen Weinbergregion, womöglich auch an der Piazza Navona in Rom. Das Licht badet die Landschaft, in der du mit deinem Aperitivo sitzt, in goldene Farbe. Während du die an dir vorbeiziehenden Tourist*innen mit skeptischem Blick studierst, spielt jemand über einen Verstärker akustische Gitarre. Du inhalierst, nicht ohne Performativität, tief

durch die Nase und lehnst dich gelassen zurück. Das ist es: La dolce vita. Bilderbuch Italien. Das Warten hat sein Ende und die langersehnte Vorstellung dieses Lifestyles ist endlich Tatsache – bestehend aus klischierten Bildern. Nun realisieren sich diese Bilder. Dir geht es gut. Oder: Dir sollte es gut gehen. Denn so hast du es dir versprochen. Nur ist da aber diese Genervtheit, die du nicht abschütteln kannst. Dich nervt das Sprachengemisch aus

Englisch-Holländisch-Koreanisch, das deine Ruhe stört und das Italienisch der Einheimischen übertönt. Dich nervt, dass du deine Ferien mit Fremden teilen musst, die sich dieselben ausgedacht haben. Dich nerven die kitschigen Kulissen alter Kirchen und Pflasterstein-Piazze, die dir ohnehin unecht erscheinen und das Gefühl auslösen, das alles hier schon etliche Male erlebt zu haben. Dich nervt, dass das «authentisch Italienische» gar nicht

mal so authentisch ist, dass der Tourismus ihn zu selbst-wahrnehmend gemacht hat. Dich nervt deine Feigheit, nicht in ein Land gereist zu sein, in dem man sich an keinen Klischees orientieren kann – und dass du nicht besser als die anderen bist. Dich nervt es aber letztlich, dass du dich nervst. Es sollte dir ja gut gehen, bist du ja im utopischen *Bella Italia*.

Marco Galeazzi (Text und Fotos)

Schämen soll geübt sein

Loslassen – So heisst das Kolumnen-Thema für dieses Semester. Hoffentlich wird das jetzt nicht zu ratgeberisch. Zum Glück kann man das emotionale Narrativ der Scham manchmal in die Warteschleife setzen. Ganz wegdrücken würde ich es jedoch nicht. Sobald ich mich für etwas schäme, frage ich mich: «Will ich wirklich so sein?» Beispielsweise, wenn ich aus «Self-Care-Gründen» einen Tag länger in den Bergen bleibe und die letzte und vielleicht auch die vorletzte Palästina-Demo verpasse.

Soll ich das Gefühl der Scham loslassen oder etwas an meinem Handeln ändern? Ich nehme an, Loslassen ist Teil der meis-

ten Veränderungen. Und obwohl ich kein Rezept dafür geben kann, wann man loslassen sollte und wann nicht, kann ich sagen, dass mich der Songtext «Bleib so wie du bist» richtig abfuckt. Weshalb diese Zeile dezent ignorant wirkt, beantwortet ein anderes Lied: «Zu sich selber stah isch scheisse, will mänglich ischs nöd das, was mer brucht het» (Luuk). Manchmal ist es nicht nur scheisse zu sich selbst zu stehen, weil es schlecht für einen selbst, sondern es noch schlechter für den Rest der Welt ist. Wenn dir Flugscham egal ist und du übers Wochenende für deine selbstaktualisierende, Ayahuasca-assisted Chakra-Alinierung in ein bolivianisches Bergdorf flie-

en musst, dann bist du immer noch ein Arschloch, auch wenn du dir dessen «bewusst bist».

Loslassen ist dann produktiv, wenn es heisst, Teile seiner Identität loszulassen, die einem selbst oder anderen unnötigen Schaden zufügen. Dabei muss man sich bei der Scham fragen, ob diese berechtigt ist oder nicht. Wenn ein Baby vor mir in einer Pfütze ertrinkt und ich nicht handle, sollte ich mich schämen. Andererseits schämen sich immer noch viel zu viele Männer, über Gefühle zu reden. Die Kunst des guten Lebens (für alle) besteht nicht im Loslassen per se, sondern im Wissen, wann loszulassen und wann nicht. Gut, diese Erkenntnis hilft bei der

Entscheidungsfindung nur bedingt, vor allem in einer Epoche, in der man so viele Entscheidungen wie noch nie treffen kann. Ich muss jetzt keine Beispiele aufzählen. Ihr wisst, was ich meine: Die ganzen Mikroentscheidungen mit Makroauswirkungen. Die neue Pandemie heisst Decision-Fatigue.

Doch wenn ihr trotz aller Untentschiedenheit merkt, ihr solltet das Gedankenkarussell mal stoppen, ist es notwendig, die Fähigkeit des Loslassens überhaupt in petto zu haben. Das kann man jeden Tag üben. Keine Angst, ihr werdet nicht gleich unpolitisch, rückgratlos oder ignorant, wenn ihr mal für fünf Minuten eine andere Perspektive einnehmt oder

das Handy nur 23 statt 24-mal am Tag checkt. Wenn ihr merkt, dass die ursprüngliche Meinung überzeugender oder 24-mal Handy-checken besser für eure mentale Gesundheit ist, könnt ihr die neue Gewohnheit einfach wieder loslassen. (*gio*)



Illustration: Marin Stojanovic

Amore, lieber Lukas

Unser ehemaliger Redaktionsleiter Lukas Heinser ist am 29. August im Alter von 29 Jahren gestorben. Er war unser Freund, Schöngeist, Musiknerd, erstklassiger Komiker – und verlässlicher DJ. Ein Nachruf.

Farbige Lichter von einer kleinen, sich drehenden Diskolampe erleuchten Lukas' Gesicht. Es ist Montagmorgen, vier Uhr. Voller Wucht schlagen das Schlagzeug und die Gitarrenakkorde aus den Lautsprechern: «And if I had the choice / Yeah, I'd wanna be there / Those were the best days of my life». Und dann greift Lukas – wie so oft im Double-Denim-Outfit – in die Luftgitarre, haut auf ein imaginäres Schlagzeug und tanzt zu «Summer of '69» von Bryan Adams. Oder dirigiert als wäre ein ganzes Symphonieorchester vor ihm. Ein wenig war er ja unser Dirigent, als DJ und Redaktionsleiter. Ein Mensch mit feinem Humor, grosser Wärme, scharfem Gespür – für Menschen, wie auch für das Schöne und Schöngeistige.

Über Bob Dylan schrieb Lukas: «Egal, wie seine Musik jeweils ankam, Dylan beugte sich nie dem öffentlichen Geschmack oder den Erwartungen seiner Anhänger*innen. Stattdessen ging er kontinuierlich stromaufwärts und verwandelte sich alle paar Jahre in eine neue Version seiner selbst.» Es klingt, als hätte Lukas über sich selbst geschrieben.

Als er mit 24 Jahren zur ZS stiess, hatte er bereits mehrere Leben gelebt: als Geigentalent am Konservatorium, als Gitarrist in verschiedenen Bands und als Träumer in den Germanistik-Vorlesungen. Bei der ZS schrieb er anfangs vor allem über Konzerte, Filme, Pop und Hochkultur. Später nahm er sich auch Politischem an: Bologna-Reform, Hochschulpolitik, Klimakrise. Er interviewte den ehemaligen Rektor der Uni Basel und kritisierte das durchökonomisierte Studium. Für die NZZ schrieb er einen Text über das Ideal der freien Bildung. Dieses lebte er selbst. Er war kein eifriger Student, stattdessen nahm er sich sechs Jahre Zeit für seinen Bachelor – auch weil er lieber für die ZS schuiftete – und war uns damit ein Vorbild.

2021 wurde er Redaktionsleiter. Er prägte diese Zeitung mit starken Meinungen und Texten. Seine legendäre Rezension über die Weltpianistin Martha Argerich betitelte er mit dem Satz: «Es klappt nicht jedes Mal», ein typischer Lukas-Titel. Und natürlich klappte es bei ihm jedes Mal, natürlich last minute. Lukas war ein ausserordentlich talentierter Schreiber. Auch Interviewpartner*innen, Uni-Angestellte und Leser*innen lobten ihn. Seine Karriere schien vorgezeichnet – ein berühmter Kulturkritiker bei einem renommierten Blatt würde er werden. Wobei: Das war er ja schon! Und als

besonnener Redaktionsleiter bremste er uns, wenn auf der «Reda» an der Rämistrasse 62 der Wahnsinn überhandnahm. «Man kann es auch übertreiben mit dem Perfektionismus», sagte er, um dann trotzdem viele weitere Stunden vor dem Bildschirm zu verbringen. Die Stirn gerunzelt, die Augen zusammengekniffen, auf der Suche nach falschen Führungszeichen und unordentlichen Absätzen. Wir redigierten, schrieben und produzierten ganze Nächte durch, bis Lukas von der Jazz- auf die 2000er-Playlist wechselte und den Feierabend einleitete.

Musik bedeutete ihm alles. Nachdem Lukas in Luzern Geige studiert und in mehreren Orchestern gespielt hatte (inklusive für «Art on Ice» im Hallenstadion!), wandte sich Lukas der Gitarre zu. Auf einem Sofa in Genua sitzend, gab er uns zum ersten Mal ein Ständchen. Es dauerte ein paar Takte, bis wir das gefühlvolle Lied als Justin Biebers «Love Yourself» wiedererkannten. Er liebte Rihanna und Ed Sheeran ganz ohne Ironie. Um einen guten Platz beim Taylor-Swift-Konzert zu ergattern, stand er einen ganzen Tag in der Schlange vor dem Letzi. Von seinem kritischen Geist liess sich Lukas nie den Spass verderben.

Und man muss festhalten: Er war ganz klar der Lustigste. Doch klopfte er nicht einfach Sprüche. Lukas war Situationskomiker: Im Alltäglichen entdeckte er das Absurde, im Absurden das Alltägliche. Er erfand Szenarien, in denen Tiere plötzlich sprachen oder Dinge einen eigenen Geist entwickelten. Oft genügte eine Grimasse, eine schräge Stimmlage oder zwei Posterrollen an den Armen – und schon brüllte die ganze Redaktion.

Wir waren zweimal in Paris, Lukas' Lieblingsstadt. Wir betranken uns und stolperten einmal um drei Uhr morgens in eine private Geburtstagsparty mit Johnny Depp. Wirklich! Nun ja, Lukas fand dann heraus, dass er gar nicht in Paris war.

Am nächsten Tag schlenderten wir durch die Boulevards und Lukas erzählte uns von seinem Sprachaufenthalt in Paris, von seiner romantischen Ader, seiner Liebe zu Kitschfilmen. Die mochte er genauso wie jene der Grossmeister*innen des Kinos, wie Jean-Luc Godard und David Lynch. Abends kuschelten wir uns aufs Sofa der Ferienwohnung und schauten auf Lukas' Bitte hin «Emily in Paris».

Ein anderes Mal führte uns eine Retraite nach Camogli an der ligurischen Küste. Wir sassen in



Er konnte Klassik, Rock, Blues. Und in Genua spielte Lukas für uns «Love Yourself» von Justin Bieber.

einem Café und malten den Sonnenuntergang. Dann schwammen wir ins Meer hinaus und blickten auf die bunten Häuser zurück – Lukas sagte: «Ich glaube, es gibt nichts Schöneres.»

In seinem letzten Senf schrieb er: «Die Perlen finden sich häufig abseits des betretenen Pfads. Das hat mich mein noch nicht allzu langes Leben bis jetzt gelehrt. Eine dieser Perlen war und ist für mich die ZS.»

Nach vier Jahren verliess Lukas die Redaktion. Und hatte wieder mehr Zeit für sich. Er spielte so viel Gitarre, dass er sich eine Sehnenscheidenentzündung zuzog und die Aufnahmeprüfung für das Musikstudium an einer renommierten US-amerikanischen Uni bestand. Im Herbst erfüllte er sich seinen lebenslangen Traum und reiste mehrere Monate durch die USA. Er besuchte New York, Washington und Los Angeles und blickte auf die grossen Weiten, die viele seiner Lieblingsmusiker*innen inspiriert hatten.

Zurück in Zürich erhielt er eine Festanstellung als Journalist bei Tamedia. Seine sprachliche Begabung, seine ruhige und doch entschlossene Art wurden auch dort sehr geschätzt. Wir haben uns für ihn gefreut, ihn aber nie ganz gehen lassen. Neue Redaktionsmitglieder der ZS lernten Lukas aus unseren Geschichten kennen und von den Fotos an der Wand der «Reda»: als Vogue-Model, mit Croissant in Paris, mit Schal auf dem Kopf, mit seiner Gitarre im Arm. Oder von einem Zitat auf einem vergilbten Zettel: «Auch

ein Burnout kann helfen!» In seinem letzten Senf heisst es weiter: «Planen, arbeiten in der Gruppe, husteln unter Druck, kritisieren und kritisiert werden, und bei all dem befreundet bleiben – das ist wirklich was Schönes!». Tatsächlich vertieften sich viele unserer Freundschaften, auch nach seiner Zeit bei der ZS. Mit seinen vielseitigen Interessen fand er Zugang zu uns allen, über Musik, Humor, Introspektion. In ausgedehnten Gesprächen konnte man sich gegenseitig das Herz ausschütten, familiäre Prägungen reflektieren oder die eigene Psyche analysieren. Danach fühlte man sich verstanden – und nie verurteilt.

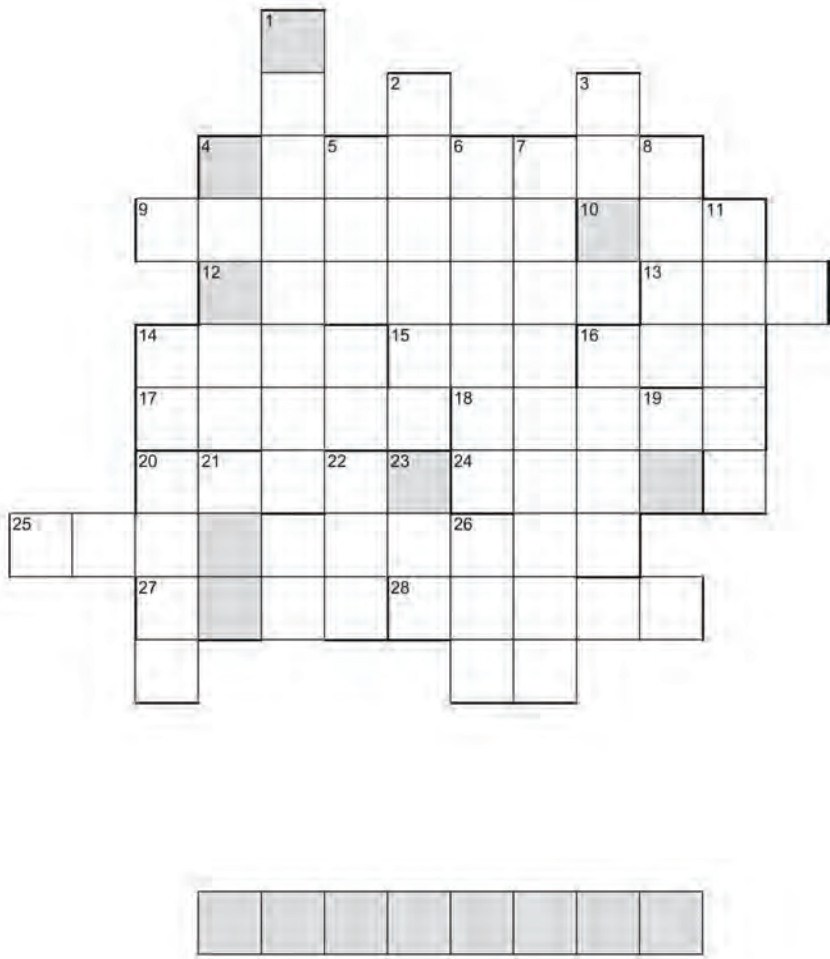
Auf Lukas war Verlass. Als Freund, als Redaktor, als Mitstudent. Und sich selbst blieb er immer treu. Nicht, weil er der Gleiche blieb, sondern weil er immer offen für Neues war. Ganz wie sein Idol Bob Dylan.

Wir denken an ihn, wenn wir Dylan, Bach oder Rihanna hören. Wenn wir jemanden in Double-Denim sehen. Wenn uns jemand auf die linke Schulter tippt und rechts neben uns steht. Wir denken an sein verschmitztes Lächeln, die blonden Locken. Lukas, wir vermissen dich. Du bleibst Teil dieser Zeitung, eingebrannt in unseren Erinnerungen.

Unendlich viel Amore, Anahí, Carlo und Kai

Für die aktuellen und ehemaligen Redaktor*innen und freien Mitarbeitenden der ZS

Hier rätselt einfallsreich
Ella Eloquentia.



Ä Ö Ü = AE OE UE, J/Y = I

Waagrecht

4 Wenn das Blut nicht da ist, wo es sein soll 9 Dieser Fisch aus der Familie der Barsche schreibt die besten Noten 10 Was ich seh, wenn ich 16 senkrecht 12 Bloss auf Papier 13 Ort der Spiegelselfies und Ratten 14 Streiten sich zwei Rinder... 15 Wer WhatsApp-Nachrichten so nennt, outet sich als Boomer 16 Alle Wege führen zum Nur-W-Speicher 17 Wenn Granola und Chips ein schlaues Baby machen 18 Französische Ebene, nicht zu verwechseln mit Brunchanrichten 20 Bienen- und Reisendenherberge boomt seit Protesten in Paris 24 Nachname der Trägerin des berühmtesten Lächelns der Welt 25 So nannte sich die antike Gang des Kaisers, des Krassen und des Pompösen 27 Der andere Rhein Südnorwegens 28 Elegant gekleidet und adrett, ein Gentleman mit Stil und Etikett

Senkrecht

1 Zwar gibt es nicht bloss die eine, und dennoch ist sie stark umkämpft 2 Die berühmteste Rampe Zürichs 3 Achtung, neu: Überschwängliche Dankbarkeitsbekundung der Gen Z 4 Mar-der des Wassers 5 Ein französisches Mädchen ist geboren! 6 Versteckst du hier einen englischen Hintern, sei dir der Gewinn fast sicher 7 Teilt seine Rückennummer mit James Bond 8 Neben Benin auch für unterwegs 11 Harry Styles besingt das Zeichen dieser britischen Zeitung, während er durch die Luft flieg 14 Bis gleich, wir sehen uns im Kunstunterricht! 16 An dieser Stätte gibt's südlich der Schweizer Grenze den besten Kaffee 19 All you can eat für Tram, Bus und Bahn 20 Eine solche Botschaft will man nicht erhalten 21 Weder in Mode noch innerhalb der Linie 22 Traute sich zuerst, den verbotenen Apfel zu essen 23 Augen zu, Deckel drauf 26 Eins zu schlagen ist kinderleicht, es neu zu erfinden ehe nicht

Sende das Lösungswort bis zum 26. Oktober
mit dem Betreff «R tsel» an redaktion@zsonline.ch.
Zu gewinnen gibt es 3x2 Gutscheine für die Kinos
Riff aff und Houdini

Lösungswort der letzten Ausgabe: Salmonellen

Waagrecht 4 STACCATO 10 OZELOT 11 SOBA 13 MERCUR 14 SMOG 15 ANION 16 LP 18 PER 19 SONNENSTRAHL 23 ANSPIEL 25 YORK 26 MATE 27 EINLASS 28 GEOLOGIE 29 BANGKOK
Senkrecht 1 OSTERINSEL 2 ACCOUNTING 3 ATOMPHYSIK 4 SZENE 5 ALCO 6 CTRL 7 ASS 8 OBOE 9 SONNTAG 10 OMAN 12 AGRAR 17 PALÃO 20 SPION 22 LOS 23 ATEM 24 NEO

Abkürzung ins Jetzt

Ode an einen Ort – Betrübt über die Stunde, die auf mich zukam, überquerte ich den kahlen Platz neben dem Bierwerk an der Europaallee. Ich war auf dem Weg zur Mathe-nachhilfe, als ich an jenem Früh-lingsabend im Jahr 2021 eine Szene beobachtete, deren Erinnerung zu diesem Text führte. Sie liess mich innehalten und zerrte mein über-hitztes Hirn für einen kurzen Mo-ment aus dem Tunnelblick des Schulalltags. Mit lautem Jubel rannte eine Gruppe von Bauarbeiter*in-nen über die dazumal frisch gebau-te Brücke, deren Name sich mir später als Negrellisteg offenbarte.

Der Vorderste schwenkte eine schäumende Champagnerflasche während die neonorange Figuren hinter ihm herjagten. Als zynische Teenagerin hoffte ich, dass sie nicht aus Skepsis gegenüber der brück'schen Tragfähigkeit rannten, und bewertete den Steg als nicht sonderlich schön. Doch obwohl mir nie in den Sinn gekommen wäre, ihr

eines Tages eine Ode zu widmen, liess ich mich von der Euphorie etwas anstecken und trug sie mit in die Öde von 90 Minuten Mathe. Wie sich in langjährigen Beziehungen un-wichtig erschei-nende Streitereien oder passiv-ag-gressive Kommen-tare zu einem tief-sitzenden Groll kumulieren kön-nen, geschah zwi-schen dem Negrel-listeg und mir das exakte Gegenteil. Jede noch so un-bedeutend Über-quering der stäh-lernen Verbindung zwischen Kreis 4 und 5 führte über die Jahre zu einer wachsenden Wert-schätzung. Gewidmet wurde die Brücke dem österreichischen Inge-

nieur Alois Negrelli, der die erste inländische Eisenbahn der Schweiz baute. Der Steg erstreckt sich über



Foto: Liv Robert

die vielen Gleise, die wie ein grauer Fluss aus dem Hauptbahnhof strö-men und deren Verkehr für den Bau

der Brücke nie unterbrochen wurde. Meine Wertschätzung beruht jedoch nicht auf Baugeschick und auch nicht auf dem ursprünglichen Zweck der Brücke, die laut der Stadt eine sichere und schnelle Überquerung der Gleise ermöglichen soll, sondern auf etwas Ineffiziem und Langsamem: der Entschleunigung. Ob ich allein zur Uni eile, nachts mit Freund*innen betrunken Richtung Alte Kaserne torkle oder vollbepackt von einem erfolgreichen Brockenhaustrip heimkehre, ich bleibe immer kurz auf der Brücke stehen und blicke auf die Schneise.

Abends leuchten da die Lichter der umliegenden Häuser und die Züge fahren in die Dunkelheit. In diesen Momenten kehrt eine friedliche Stille in meinen Kopf, die auch nach Herabsteigen der Wendeltreppe noch eine Weile bleibt. Als Gymis-schülerin habe ich das Innehalten und die Momente, die einen ins Jetzt zurückholen, vielleicht nur unter-bewusst geschätzt und hätte mich heute als Eso-Tante abgetan, doch ein paar Lebensjahre und ein Eckart-Tolle-Buch später weiss ich, wie wichtig sie sind.

So sehr die Stadt mit Verbots-schildern gegen die Verweilenden ankämpft, bis heute setzen sich die Leute aufs Geländer und machen den Transitraum zum Treffpunkt. Wer also einen Ort sucht, der Bewegung und Stillstand verbindet, oder bei seinem nächsten Date mit Halbwissen über Alois Negrelli punkten will, wird zwischen Ambosrampe und Gustav-Gull-Platz fündig. (liv)